



Sezession

Autorenportrait
Botho Strauß

Karlheinz Weißmann
Geographie des Zorns

Gewalt gegen Deutsche
Auswahl 2009

Martin Lichtmesz
Lebensschwäche

Frank Lisson
Warum provozieren?

33

Dezember 2009
10 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich),
Erik Lehnert und Karlheinz
Weißmann.

7. Jahrgang, Dezember 2009,
Heft 33

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer Sezession für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-
resabonnement (sechs Hefte)
kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10,- € Porto im
Jahr. Wird das Abonnement nicht bis
zum 30. November gekündigt, ver-
längert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 8
vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten für einen Kurzbei-
trag 8.500, für einen Grundlagen-
beitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Informationen zu den Autoren in diesem
Heft auf Seite 15
Motiv der Titelseite: Holzschnitt von
Gustav Vigeland, 1930er Jahre

Grundlagen

- 2 **Wie weiter?**
Götz Kubitschek
- 4 **Botho Strauß – Chronist des Untergangs**
Thorsten Hinz
- 8 **Der kalte Schweiß der Lebensschwäche**
Martin Lichtmesz
- 12 **Geographie des Zorns**
Karlheinz Weißmann
- 16 **Das neue Aztlán**
Thomas Bargatzky
- 22 **Entkommen – Thilo Sarrazin**
Alexander Röhlig
- 26 **Gewalt gegen Deutsche – Auswahl 2009**
Benedikt Kaiser / Götz Kubitschek

Kurzbeiträge

- 30 **Sofskys Buch der Laster**
Erik Lehnert
- 32 **Frieden mit Obama**
Thomas Bargatzky
- 33 **Neue Männermagazine**
Felix Menzel
- 34 **Warum Herta Müller?**
Frank Lisson
- 35 **Willi Fährmann zum 80.**
Ellen Kositzka
- 36 **George-Metastasen**
Baal Müller
- 37 **Marion Gräfin Dönhoff – 100 Jahre**
Karlheinz Weißmann

Dienste

- 38 **Rezensionen**
- 46 **Vermischtes**

Theorie

- 50 **Wir und die anderen**
Götz Kubitschek
- 52 **Warum provozieren?**
Frank Lisson
- 56 **Begriffe**

Editorial

von Karlheinz Weißmann

In diesem Jahr hatten wir am 9. November wie am 11. November besonderen Anlaß zum Gedenken. Der Jahrestag des »Mauerfalls« von 1989 und der Jahrestag des Waffenstillstands von 1918 spielten eine wichtige Rolle für die offizielle Geschichtspolitik. Das gilt nicht für den 10. November, noch nicht, könnte man vermuten. Denn in der Türkei wird an jedem 10. November des Todestags von Atatürk erinnert. Wie in der Vergangenheit, so ruhte auch 2009 der Verkehr für einige Minuten, blieben die Menschen stehen und ließen die Arbeit liegen, um den Vater der modernen Türkei zu ehren.

Hierzulande weiß man wenig über den Militär und Staatsmann, der seine Nation mit allen Mitteln zwingen wollte, Anschluß an die europäische Entwicklung zu finden. Wenn überhaupt, dann erscheint er in einem positiven Licht. Seine gewaltsame Machtergreifung mit dem »Marsch auf Ankara« (übrigens Vorbild für den erfolgreichen »Marsch auf Rom« und den gescheiterten »Marsch auf Berlin«), sein autoritärer Stil und seine nationalistische Doktrin werden kaum zur Kenntnis genommen. Dabei ist gerade der Nationalismus Kern des »kemalistischen« Denkens, das modern und säkular war, weil das der Nation nützen konnte, während Tradition und Islam sie zum Spielball fremder Mächte werden ließen. Es war ein »integraler Nationalismus« westlicher Prägung, den Atatürk übernahm, unbekümmert um die faktische Vielgestaltigkeit des osmanischen Kernbestands. Er zwang das Nebeneinander von Ethnien, Kulturen und Religionen in eine türkische Identität und schreckte weder vor Verfolgung noch vor Vertreibung oder Ausweisung zurück, um sein Ziel zu erreichen. Der Erfolg dieses Konzepts erklärt die Irritation überzeugter Kemalisten, die sie bis heute angesichts einer – konservativen – Reislamisierung im eigenen Land empfinden, die so wenig den eigenen Normen entspricht wie das Auftreten eines selbstbewußten Kurdentums oder die Diskussion des Völkermords an den Armeniern. Das alles muß das türkische Selbstverständnis im Kern treffen.

Wenn der westliche Charakter des türkischen Nationalismus hervorgehoben wird, so auch deshalb, weil Atatürks Vorstellung von einer Nation ganz wesentlich dem französischen Modell einer »Konstruktion« des Nationalen nachgebildet war. Nur daß er eine »harte« Methode anwandte, die jeden Widerstand niederwarf, während man in Frankreich seit längerem eine »weiche« bevorzugt, die den Widerstand durch indirekte Einflußnahme, Überredung oder Erziehung zu beseitigen sucht. In diesen Zusammenhang gehören auch die neuesten Maßnahmen Sarkozys, um die französische Identität zu sichern. Sie erklären sich aus dem tatsächlich erschreckenden Maß der Fremdheit oder Feindseligkeit, mit der die junge Generation aus Franzosen afrikanischer oder arabischer Herkunft dem Vaterland gegenübersteht. In Frankreich, das vielen Deutschen als Inbegriff des selbstverständlichen Nationalsinns gilt, ist es nötig geworden, mit dem Abbruch von öffentlichen Veranstaltungen zu drohen, falls beim Gesang der Marseillaise Buhrufe und Pfiffe ertönen; aber man kann natürlich nur wenig tun, wenn bei Fußballspielen gegen Algerien, Marokko oder Tunesien in einem Pariser Stadion die Fans mit französischem Paß nicht die französische, sondern die Fahne des Gegners schwenken, aus dessen Elendsgebieten einmal ihre Eltern oder Großeltern eingewandert sind.

Es zeigt sich im französischen wie im türkischen Fall, bei der demokratischen wie bei der undemokratischen Methode von Identitäts-Erfindung, daß etwas unterschätzt wird, was man den Eigensinn des Tatsächlichen nennen könnte, jenes Gesamt aus Abkunft, Hautfarbe, Kultus, das veränderbar ist, aber weder durch Druck noch durch Propaganda in seinem Wesen erreicht wird. Man kann das gleichermaßen als bedrohliches oder als hoffnungsvolles Zeichen ansehen.

Wie weiter? Rückblick und Vorschau

von Götz Kubitschek

Der Jahrgang 2010 wird der 8. Jahrgang der *Sezession* sein. Als Karlheinz Weißmann, Wolfgang Dvorak-Stocker und ich vor sieben Jahren die Idee für diese Zeitschrift entwickelten, rieten uns viele ab. Das ist bei jedem neuen Projekt so. Es gibt seltsamerweise immer genügend Leute, die wissen, daß etwas nicht gelingen kann; und es gibt immer zu wenige, die ihr Vertrauen in die Organisationskraft und das Durchhaltevermögen einer entschlossenen Gruppe äußern. Mir scheint, der Grund für dieses Mißverhältnis ist das schlechte Gewissen, das der Wunschenker demjenigen gegenüber haben muß, der handelt. Außerdem fühlt sich ein Teil der mit der Situation Deutschlands unzufriedenen Konservativen recht wohl in der Warte der Untergangsbeurteiler, die für ihr Nicht-Handeln stets gute Gründe anführen können.

Ich muß es wieder einmal deutlich sagen: Mir gefällt ein konservatives, rechtsintellektuelles, nonkonformes Milieu, in dem eher zu viel als zu wenig angepackt und ausprobiert wird. Woher kommt die Scheu vor Experimenten? Neben vielem, was gelingt, kann man später von ein paar geplatzten Träumen, ein paar gescheiterten Projekten und verkümmerten Ideen erzählen – lehrreicher ist nichts, und wer verzagt, bloß weil sein Knabenjugendblütentraum nicht reifte, soll irgendwo unterkriechen.

Zum Glück haben wir im Dezember 2002 nicht auf die Unken gehört, sondern in scharfem Galopp etwas Unverwechselbares aufgezogen: eine metapolitische Zeitschrift von rechts, die mehr ist als eine Nachfolgerin des legendären Magazins *Criticón* unter der Federführung Caspar von Schrenck-Notzings. *Sezession* ist östlicher und preußischer oder anders gesagt: nüchtern.

Wenn ich die räumliche Verteilung unserer Abonnenten betrachte, bin ich immer wieder verblüfft: Stadtschwerpunkte in Berlin, Hamburg, Bremen, Dresden, Frankfurt, stark überhaupt der nordöstliche Raum, die neuen Länder, Westfalen, das Rheinland. Im Süden ist nicht viel zu holen, Stuttgart liegt deutlich vor München, ganz Bayern ist (trotz oder wegen der „konservativen“ Staatspartei?) trostlos in seiner Abonnentenschwäche – von einigen Hochburgen in der Oberpfalz und bei Aschaffenburg abgesehen.

Die *Sezession* zu spröde? Es ist wohl eher die Neigung zur Selbsterforschung, zur Hinterfragung und – Entweihung gemüthlicher konservativer Glaubenssätze, die uns die Eroberung des in Heimatdingen selbstzufriedeneren Südens schwermacht. Oder anders gesagt: Im Norden und Osten Deutschlands treten die Probleme ganz unverschleiert zutage, nicht verstellt durch einen jener Weinhügel- oder Dirndl-Anblicke, die einen glauben machen, die Welt sei doch in Ordnung. Mag sein, daß sie es in Starnberg noch ist. In Frankfurt-Rödelheim, Berlin-Neukölln, Luckenwalde oder Köthen ist sie es nicht mehr. Das ist seit sieben Jahren unser Antrieb.

Was liegt also vor? Mit diesem Heft: sieben abgeschlossene Jahrgänge, darin die ebenso schönen wie vergriffenen Hefte über *Krieg* (1), *Identität* (7), 1945 (9), *Jugend* (15), *Masse* (24) oder jüngst *Konrad Lorenz* (28). Weiter liegt vor: die Planung für den nächsten Jahrgang, den 8., der (siehe nebenstehend) unter anderem die Themenhefte *Faschismus* (34), *Geopolitik* (36) und *Alternativen von rechts* (38) aufbietet.

Zum festen Mitarbeiterstamm treten Siegfried Gerlich, Martin Lichtmesz und Frank Lisson. Neu stoßen hinzu: der Interviewer Martin Böcker (ein Gespräch für jede *Sezession*) und der außenpolitische Reporter Niko Colmer, der dort, worüber er für uns berichten soll, tatsächlich gewesen sein wird – zum Beispiel im Gazastreifen (Heft 36).

Zusammenfassend darf ich behaupten: Die *Sezession* ist und bleibt das virulenteste Organ eines virulenten Milieus.

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift. Gebildet, widerborstig und konservativ zu sein, ist das Gebot der Stunde: Wer einigermaßen wachen Auges und Geistes in Deutschland lebt, wird nach rechts blicken, wo verantwortungsbewußt gedacht und argumentiert wird.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechsmal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – dreimal thematisch gebunden, dreimal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik herausgegeben, unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka, Götz Kubitschek (ViSP), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- ▶ 45 € im Normalbezug,
- ▶ 30 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 55 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2010

Wer ein Abonnement zeichnet, erhält als Prämie den *Kaplaken*-Band von Karlheinz Weißmann: *Post-Demokratie*.

Sezession

Rittergut Schnellroda
D-06268 Albersroda



Heft 34 / Februar / 10 €
Themenheft »Faschismus«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Karlheinz Weißmann
Zeev Sternhell

Götz Kubitschek
Faschismus und Avantgarde

Siegfried Gerlich
Der faschistische Eros

Martin Lichtmesz
Casa Pound



Heft 37 / August / 10 €
offenes Heft

60 Seiten, Beiträge u.a.:

Siegfried Gerlich
Was heißt »Antisemitismus«?

Frank Lisson
Kultureller Selbsthaß

Günter Scholdt
Klonovsky lesen

Ellen Kositzka
Antimodernisteneid



Heft 35 / April / 10 €
offenes Heft

60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Giorgio Agamben

Götz Kubitschek
An der Gesinnungsfront

Felix Menzel
Musik.Frei.Wild

Thorsten Hinz
Weizsäcker spricht



Heft 38 / Oktober / 10 €
Themenheft

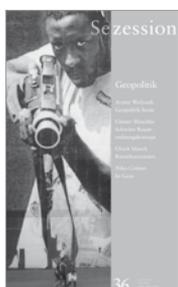
»Alternativen von rechts«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Karlheinz Weißmann
Armin Mohler

Martin Lichtmesz
Café Widerstand

Ellen Kositzka
Rechte Typen

Erik Lehnert
Rechte Lektüren



Heft 36 / Juni / 10 €
Themenheft »Geopolitik«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Armin Weilandt
Geopolitik heute

Günter Maschke
Schmitts Raumordnungskonzept

Ulrich March
Raumkonstanten

Niko Colmer
In Gaza



Heft 39 / Dezember / 10 €
offenes Heft

60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Otto Weininger

Martin Böcker
Gespräche mit Linken

Niko Colmer
Ein Sturmlokal in Beirut

Baal Müller
Stil!

Botho Strauß – der Chronist des Untergangs

von Thorsten Hinz

Von Botho Strauß, der am 2. Dezember fünfundsechzig wird, ist ein neues Buch erschienen: *Vom Aufenthalt* enthält Szenen, die ein Selbstbild des Autors nahelegen. Im ersten Abschnitt ist von einem Mann die Rede, der nach vielen Jahren aus der Fremde heimkehrt, die Reise aber unterbrechen muß, weil in seinem Land ein Putsch stattgefunden hat und die Grenzen geschlossen sind. Nun hockt er im Wartesaal des Grenzbahnhofs. Die wenigen Mitreisenden sind zu jung, als daß er sie kennen oder von ihnen gekannt werden könnte. »Das ist dann der Aufenthalt, er könnte länger dauern.« Eine andere Passage handelt vom Botschafter eines vergessenen Landes, den niemand mehr einlädt und der Verklärungen über den versunkenen, zum Fabelreich gewordenen Staat verfaßt. »Er bleibt auf seinem Posten, der letzte der Vereinzelung. Nach ihm nur noch: die Minderheiten.«

Die Eigenarten des Denkens, der Poetik und der öffentlichen Position des Botho Strauß sind damit angedeutet: die Vorliebe für die Parabel; das Wissen um den verlorenen Posten, das die Wahrnehmung um so luzider macht; die dialektische Aufhebung einer Gesellschaftskritik, die institutionalisiert und dogmatisch geworden ist und trotzdem auf ihrem vermeintlichen kritischen Potential beharrt; das Vertrauen in den abgesonderten Einzelnen und parallel dazu die Distanz zur ausdifferenzierten Gesellschaft, die im Lobgesang auf die Minderheiten sich selber feiert. Denn deren Bedeutung erschöpft sich längst in der Perfektionierung der Interessenvertretung, der Subventionsjagd, des Gruppendrucks.

Geschichtliche und deutschlandpolitische Dimensionen eröffnen sich, wenn Strauß zweihundert Seiten später über das Gros der DDR-Autoren schreibt: »Vergeblicher Streit um ein vergebliches Land. Ärmelschoner-Existenz, geistig gesehen. Gleichwohl: Welch ein Aufenthalt. Welch eine Versammlung wider die Zeit! Welch ein Dilatorium!« Die Präzisierung des »Aufenthalts« als »Aufschub« gilt auch rückwirkend, und der Befund, in einer gestundeten Zeit zu leben, somit für den Westen. Die im Kalten

Krieg feindlich verbundenen Systeme waren zwei Formen des Nachkriegsinterregnums im geschichtlichen Niemandsland. Als die DDR ohne es zu wissen in den letzten Zügen lag, geriet Volker Brauns Drama *Die Übergangsgesellschaft* zum Triumph. Die andere Übergangsgesellschaft, das Generalthema von Strauß, dauert an.

Wer aus solcher Perspektive auf die Gegenwart blickt, zieht Befremdung und Vereinsamung auf sich. Immerhin ist die Eingangsszene des Aufenthalts nicht ganz ohne Hoffnung. Die Möglichkeit bleibt offen, daß die jungen Mitreisenden – »die vielleicht aus seinem Geburtsort stammen« – eines Tages in ihm jenen Einzelnen erkennen und schätzen werden, der die Sezession gewagt hat. Sezession bedeutet hier: Strauß zählt zu den wenigen Intellektuellen, die als Kinder der Bundesrepublik auf- und souverän über sie hinausgewachsen sind.

Das Geburtsjahr 1944 stellt ihn in die Generation der 68er. Das Studium der Soziologie, Germanistik, Theatergeschichte, der Studienabbruch, die Arbeit bei der Zeitschrift *Theater heute* passen in den Rahmen. Peter Steins legendäre Schaubühne in Berlin, wo Strauß seit 1970 als Dramaturg wirkte, war ursprünglich ebenfalls von der 68er-Bewegung inspiriert. Durch die Mitsprache der künstlerischen Mitarbeiter bei der Stückauswahl und Spielplanpolitik sollte eine Alternative zum herkömmlichen Stadttheater entstehen. Politische Akzente wurden mit Enzensbergers *Verhör von Habana* oder mit dem Revolutionsstück *Optimistische Tragödie* von Wsewolod Wischnewski gesetzt. Das heißt: Der »Dichter der Gegen-Aufklärung« (Michael Wiesberg) kennt das soziale Biotop, die Denkstrukturen und Funktionsweise der bundesdeutschen Aufklärer-Szene aus eigener, intimer Anschauung.

Das Personal seiner Dramen, Romane, tagebuchartigen Reflexionen und Betrachtungen sind Intellektuelle, Akademiker, Künstler und Studenten, die ihre Komplexe, Reizbarkeiten, Gesinnungen ausleben. In ihrer Beschränktheit können sie nicht anders, als selbst Viscontis geniale »Leopard«-Verfilmung »an ihrem eigenen herunterdemokratisierten, formlosen Gesellschaftsbewußtsein (zu) messen. Dabei spürt man zugleich, wie wenig noch an Kraft, Zorn, Richtung hinter solchen Entwürfen steckt.« (*Paare, Passanten*, 1981) Im Bühnenstück *Trilogie des Wiedersehens* (1977) werden die entsprechenden Figuren durch Oxymora bezeichnet: »Wißbegierig gleichgültig, erstaunt erschöpft, nachdenklich dumm.« Letzte Menschen halt. Die Kritik an der Gesellschaft steigert sich von Werk zu Werk bis zum Bewußtsein ihrer Ausweg- und Zukunftslosigkeit. Im Bühnenstück *Die eine und die andere* (2004) trägt das Juste milieu mittlerweile Kompressionsstrümpfe, zeigt seine Wunden vor, ohne sie zu begreifen. Die Tochter der »einen« läßt sich in Kunstaktionen verwunden, um in der Zombiewelt überhaupt mal etwas zu spüren. In magischen Momenten verwandelt ihre Kunst sich in eine mythische Figur, die aus tieferen Sphären schöpft. Ihr Name: Elaine, ein Anagramm aus »Alien«. Soll heißen: Die Erlösung muß von anderswoher kommen!

Folgerichtig widmete sich Strauß verstärkt der Essayistik. Im Nachwort zu George Steiners *Von realer Gegenwart* (1990) deutete er den Zusammenbruch des Kommunismus als »die negative Offenbarung einer verfehlten, weltlichen Soteriologie: Alles falsch von Anbeginn!«, und er vermutete, daß die Konkurrenzlosigkeit der westlichen Welt »sich in Zukunft gegen ihr ei-



Botho Strauß

Michael Wiesberg: *Botho Strauß. Dichter der Gegen-Aufklärung*, Schnellroda 2002.

George Steiner: *Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt?*, München 1990.

genes Prinzip« wenden würde. Im Februar 1993 veröffentlichte der *Spiegel* den *Anschwellenden Bocksgesang*. Im ersten Satz gesteht Strauß seine Bewunderung für die Komplexität der »freien Gesellschaft«, um dann ihre – vielleicht letale – Systemkrise zu diagnostizieren. Als größte der inneren Gefahren erscheint die Schrumpfung des westlichen »Menschen« zum aufgeklärten, den Massenwohlstand voraussetzenden »Staatsbürger«, der ohne kulturelle und religiöse Fernerinnerung dahindämmert. Dem amputierten Geschichtsbewußtsein entspricht seine geschrumpfte Vorstellung künftiger Möglichkeiten. Sie schließt den Ernstfall aus und erschöpft sich in Sozialtechnik. Bis hierher war die Argumentation für die Öffentlichkeit noch tolerabel. Mit dem Vorwurf aber, ein »immer rücksichtsloserer« Liberalismus verhöhne und demontiere das »Eigene« – Eros, Soldatentum, Kirche, Autorität, Tradition –, überschritt der Dichter eine Frontlinie, desgleichen mit der Frage, woraus denn die »freie Gesellschaft« im Konflikt mit dem »Fremden« ihre Kraft zur Selbstbehauptung noch schöpfen wolle.

Mit dem Angriff auf die »Totalherrschaft der Gegenwart« schrieb er Novalis' Kritik am »modernen Unglauben« fort. Dessen Anhänger, so der Frühromantiker, seien unablässig damit beschäftigt, »die Natur, den Erdboden, die menschlichen Seelen und die Wissenschaften von der Poesie zu säubern, – jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menschen durch Sarkasmen zu verleiden« und »die Zuflucht zur Geschichte abzuschneiden«.

Der Vorwurf der Moderne- und Geistfeindlichkeit, der deswegen gegen Stauß vorgebracht wird, läßt sich leicht mit Adornos und Horkheimers Feststellung widerlegen, daß der Mythos, gegen den die Aufklärer angehen, ja bereits ein Stück Aufklärung darstellt. Eine mechanisierte Aufklärung ist also »totalitär«, denn je weiter durch sie »die magische Illusion entschwindet, um so unerbittlicher hält Wiederholung unter dem Titel Gesetzmäßigkeit den Menschen in jenem Kreislauf fest, durch dessen Vergegenständlichung im Naturgesetz er sich als freies Subjekt gesichert wähnt«. Im Grunde zieht Strauß die Konsequenz aus der *Dialektik der Aufklärung*, wenn er schreibt: »Der Reaktionär ist eben nicht der Aufhalter oder unverbesserlicher Rückschrittler, zu dem ihn die politische Denunziation macht – er schreitet im Gegenteil voran, wenn es darum geht, etwas Vergessenes wieder in die Erinnerung zu bringen.«

Während noch die Fukuyama-These vom Ende der Geschichte diskutiert wurde, die der westliche Sieg im Kalten Krieg markiere, konstatierte Strauß angesichts der massenhaften Armutswanderung nach Deutschland: »Da die Geschichte nicht aufgehört hat, ihre tragischen Dispositionen zu treffen, kann niemand voraussehen, ob unsere Gewaltlosigkeit den Krieg nicht bloß auf unsere Kinder verschleppt.« Die Tumulte vor Asylantenheimen und die in Brand gesetzten Wohnstätten muslimischer Ausländer, für die man Neonazis verantwortlich machte, seien der »Terror des Vorgefühls«. Das emblematisch hochgehaltene »Deutsche« sei die Chiffre für die »weltgeschichtliche Turbulenz, den sphärischen Druck von Machtlosigkeit«, für »Tabuverletzung und Emanzipation in später Abfolge und unter umgekehrten Vorzeichen«, mithin ein Reflex auf den indoktrinierten »Vaterhaß« und den »libertären bis psychopathischen Antifaschismus«. Gegen die Medien, die von »gut schreiben könnenden Analphabeten« beherrscht würden, insistierte er, »daß die magischen Orte der Absonderung, daß ein versprengtes Häuflein von inspirierten Nichteinverstandenen für den Erhalt des allgemeinen Verständigungssystems unerläßlich ist«.

Der Aufsatz löste einen Mediensturm aus, der sich noch steigerte, als er 1994 in den Sammelband *Die selbstbewußte Nation* aufgenommen wurde, den konservative Publizisten, Historiker und Journalisten veröffentlichten. Der Soziologe Stefan Breuer, der sich mit der Konservativen Revolution beschäftigte, sah Botho Strauß durch »verzerrende Effekte eines gestörten und dadurch pathogenen Narzißmus«, durch »quasireligiöse und sektenförmige Züge« bestimmt. Der *Spiegel* setzte über ein Foto des Schriftstellers die suggestive Überschrift »Lehrmeister des Hasses«, ohne allerdings im Text auf die Totschlagzeile zurückzukommen. Im medialen Aufruhr spiegelten sich die historischen, politischen, geistig-kulturellen Besonderheiten der Bundesrepublik wider, die am auffälligsten und lautesten von einem Intellektuellen- und Schriftstellertypus repräsentiert werden, der ab Ende der fünfziger Jahre dominierte und – zumindestens institutionell – bis heute dominiert.

Richard Herzinger/
Hannes Stein: *Endzeit-
Propheten oder Die
Offensive der Antiwestler.
Fundamentalismus,
Antiamekanismus und
Neue Rechte*, Reinbek bei
Hamburg 1995.

Stefan Breuer: *Ästhetischer
Fundamentalismus. Stefan
George und der deutsche
Antimodernismus*,
Darmstadt 1995.

Für Walter Jens, der als Schriftsteller, Kritiker, Literaturprofessor, Mitglied der »Gruppe 47« und Akademiepräsident über großen Einfluß im Kulturbetrieb verfügte, war als Intellektueller nur einer denkbar, der sich in die Traditionen der Aufklärung und der Französischen Revolution stellte. Als Prototypen machte er Heinrich Heine sowie Rosa Luxemburg, Heinrich Mann und Carl von Ossietzky namhaft. Auf Heinrich Heine bezog sich auch Jürgen Habermas. Diesen habe an den Frühromantikern das soziale Protestpotential interessiert, Kunst und Wissenschaft seien für ihn autonom, aber nicht esoterisch gewesen; daher habe er keine Scheu gehabt, gezielt in die politische Willensbildung einzugreifen. Erst in der Bundesrepublik habe sein intellektuelles Selbstverständnis sich durchsetzen können, weil »1945« eine »geschichtliche Distanz« erzwungen und ein »reflexiv gebrochenes Verhältnis zu den identitätsbildenden Überlieferungen und geistigen Formationen« mit sich gebracht habe. Während Heines Zeitgenossen noch ein emphatisches Verhältnis zur deutschen Nation pflegten, erkannte der jüdische Emigrant aus der Distanz seines Pariser Exils »das Monströse und das Unheimliche«, das »auch in unseren besten, den unverlierbaren Traditionen« brütete. – Schärfer konnte die Frontstellung gegen das »Eigene«, auf das Strauß sich berief, nicht sein.

Laut Arnold Gehlen betrieben Intellektuelle vom Zuschnitt Heines lediglich die radikale gesinnungsethische Zuspitzung der Politik, um sie nach den Maßstäben der Familienmoral neu zu erfinden. Das Individuum unmittelbar zur Menschheit in Beziehung zu setzen und die Staatsnation als Zwischeninstanz auszuschalten, bedeutete die Zerstörung des politischen Denkens, wie sie nur in definitiv besiegten Ländern möglich war. Die Links-Intellektuellen betrieben demnach die Inversion, Ästhetisierung und geschichtsphilosophische Überhöhung der deutschen Grundtatsache nach dem Zweiten Weltkrieg – durchaus im Einverständnis mit der Mehrheit der Bürger. Denn diese fühlten eine schwere politische Verantwortung von ihren Schultern genommen, zweitens war der politische Dispens mit Massenwohlstand verbunden. Von den gebrochenen Autoritäten des Staates gab es kaum Gegenwehr, die antifaschistisch aufgeladene Kritik an ihnen blieb gefahrlos und verhieß gesellschaftlichen und sozialen Aufstieg. Und wenn den Künstlern und Intellektuellen dabei die »hochsensible, differenzierte Kultiviertheit, wie sie bei Proust oder Musil vorgeführt wurde« (A. Gehlen), abhanden kam, konnte dies sogar zur kulturevolutionären und antielitären Emanzipation umgewertet werden.

Helmut Schelsky fügte hinzu, die Intellektuellen seien in die Funktion von »Sinnproduzenten« gerückt, die mit einer Synthese aus Soziologie, Psychologie und Wissenstheorie und dank ihrer Monopolstellung im Bildungs-, Öffentlichkeits- und Informationsbetrieb eine »Priesterherrschaft« errichtet hätten, um der Gesellschaft einen theologischen Weg vom »Seelenheil zum Sozialheil« zu weisen. Diese neuen Priester mußten sich von Strauß bloßgestellt und in Frage gestellt fühlen: »Es ziehen aber Konflikte herauf, die sich nicht mehr ökonomisch befrieden lassen; bei denen es eine nachteilige Rolle spielen könnte, daß der reiche Westeuropäer sozusagen auch sittlich über seine Verhältnisse gelebt hat, da hier das Machbare am wenigsten an eine Grenze stieß.«

Strauß hat keinen der Befunde zurückgenommen, sondern sie verschärft. Zum 11. September 2001 schrieb er: »Die Blindheit der Glaubenskrieger und die metaphysische Blindheit der westlichen Intelligenz scheinen einander auf verhängnisvolle Weise zu bedingen.« 2006 reflektierte er im Aufsatz »Der Konflikt« offen über eine Zukunft, in der die christlichen Autochthonen bzw. ihre säkularisierten Nachfahren in Europa nur noch eine Minderheit bildeten, was von den Intellektuellen in ihrer »aufrichtigen Verwirrung« gar nicht begriffen würde. Die »Parallelgesellschaften« konstituierten in Wahrheit eine »Vorbereitungsgesellschaft«. Als Aufforderung an die Europäer nämlich, sich auf vorstaatliche und -gesellschaftliche Gemeinschaftlichkeit und auf europäische Tugenden: Differenzierungs- und Reflexionsvermögen, an Kunst geschultem Schönheitsverlangen, Sensibilität, zu besinnen und ihnen in der »geistlosen« Gegenwart des Westens neue Geltung zu verschaffen. Er sieht uns in eine Entscheidungssituation gestellt. Die Zeit der »neuen Unübersichtlichkeit« (Jürgen Habermas) sei jedenfalls zu Ende: »Wir haben sie hinter uns. Es war eine schwache Zeit.« Wie kein anderer hat Botho Strauß die Innenseite dieser Schwäche beschrieben.

Walter Jens: *Geist und Macht. Literatur und Politik in Deutschland*, in: ders. *Reden*, Leipzig 1989.

Jürgen Habermas: *Heinrich Heine und die Rolle des Intellektuellen in Deutschland* (1986), in: ders.: *Die Moderne – ein unvollendetes Projekt. Philosophisch-politische Aufsätze 1977–1990*, Leipzig 1990.

Werke (Auswahl):

Vom Aufenthalt, 2009

Die Unbeholfenen. Bewußtseinsnovelle, 2007

Mikado (Kalendergeschichten), 2006

Schändung, 2005

Das Partikular, 2000

Der Gebärdensammler, 1999

Jeffers-Akt I und II, 1998

Die Fehler des Kopisten, 1997

Ithaka, 1996

Wohnen, Dämmern, Lügen, 1994

Anschwellender Bocksgesang, 1993

Beginnlosigkeit, 1992

Der Aufstand gegen die sekundäre Welt, 1990

Kongreß. Die Kette der Demütigungen, 1989

Niemand anders, 1987

Diese Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war, 1985

Der junge Mann, 1984

Paare, Passanten, 1981

Kalldewey, Farce, 1981

Rumor, 1980

Trilogie des Wiedersehens, 1977

Der kalte Schweiß der Lebensschwäche

von Martin Lichtmesz

Alle entscheidenden politischen Fragen heute lassen sich auf Identitätsfragen zurückführen. Auf konservativer Seite der Front lauten die Feindbestimmungen »Vergangenheitsbewältigung«, »Masseneinwanderung« und »Gender Mainstreaming«, auf der anderen, im weitesten Sinne linken Seite »Faschismus, Rassismus, Sexismus«. Demgegenüber sind Streitpunkte wie der Sozialstaat, Kindererziehung, Familienpolitik, Meinungsfreiheit oder selbst die demographische Frage nur Unterabteilungen. Die dahinterstehenden Identitätsbestimmungen könnte man so formulieren: Wer sind wir als Deutsche? Wie sind wir verschieden von den anderen? Und: Wer sind wir als Männer und Frauen? Sie sind allesamt unter Verdacht gestellt, von Skrupeln begleitet: Ist es politisch korrekt, ein Mann zu sein? Politisch korrekt, ein Deutscher zu sein? Politisch korrekt, ein Deutscher unter Deutschen bleiben zu wollen?

Während die Konservativen – wie stets in der Defensivposition – sich im besten Fall bewußt sind, daß das, was sie konservieren möchten, zutiefst reformbedürftig ist, hat die Linke kaum ein konkretes Bild anzubieten, was denn kommen soll, wenn erst einmal, frei nach Gehlen, »alles, was steht, das Mark aus den Knochen geblasen« ist. Ihren Vorstellungen ist argumentativ kaum beizukommen. Die Frontlinie verläuft nicht im Bereich der bloßen Meinungsverschiedenheiten, sondern viel tiefer: auf der Ebene der Apperzeptionsverweigerung. Einem Gelände, das gegen den Zugriff der Ratio mit psychischen Minenfeldern abgeschirmt ist.

Die »Dummheit« ist nach Heimito von Doderer mit der »Apperzeptionsverweigerung« identisch, diese wiederum geht auf »einen nicht mehr auffindbaren bösen Entschluß des Einzelindividuums« zurück. Sie ist der »kalte Schweiß unserer Lebensschwäche«. Hier liegt der affektive Kern des politischen Infantilismus und Puritanismus: Das Leben muß hier verniedlicht, dort dämonisiert, schließlich gänzlich abgeschafft werden, weil die Spannungen unerträglich sind. Doderer beschrieb die Abwehrreak-

Hans Blüher: *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft*, Jena 1917/19.

tion: »Mehrere gefährdet aber wird man wachsam, am Ende aber haßerfüllt und aggressiv gegen jedes Phänomen und Individuum, das die ursprünglichen und dem Grundplane ungefähr entsprechenden Züge zeigt.«

Das hartnäckige, beinahe religiöse Festhalten von Vertretern egalitärer Ideologien am Irrealen und Irreparablen läßt ahnen, daß hier tiefersitzende Identitätskrisen und Unzulänglichkeitsgefühle eine Rolle spielen, als die pseudo-akademische Oberfläche ahnen läßt. Bei allem Vorbehalt gegenüber Psychologisierungen ist es gerade im Bereich der Geschlechterproblematik ratsam, genau hinzusehen, aus welcher Perspektive jemand argumentiert. Es gilt auch heute noch, was Hans Blüher bereits 1919 zum Thema Frauenbewegung schrieb: »Programme sind fast immer die Verkappungen einer Sache.« Volker Zastrow wies in seinem Buch *Gender – Politische Geschlechtsumwandlung* auf die »verbrämte« Tatsache hin, daß der radikale Feminismus im engen Zusammenhang mit der Lesbenbewegung steht, deren Interessen in den Fragen von Ehe und Familie »mit denen anderer Frauen keineswegs übereinstimmen«.

Die Karriere der Alice Schwarzer ist in dieser Hinsicht ein aufschlußreicher »Fall«. Schwarzers lesbische Orientierung ist ein offenes Geheimnis, das von ihr und ihren Anhängerinnen eben deswegen unter Verschluss gehalten wird, weil damit der universale Anspruch ihrer Thesen gefährdet wäre. In deren Zentrum stand eben nicht die ökonomische oder rechtliche Benachteiligung von Frauen, sondern die »Sexualität« als »Spiegel und Instrument der Unterdrückung in allen Lebensbereichen«, in der »Unterwerfung, Schuldbewußtsein und Männerfixierung von Frauen verankert« lägen. Um das zu demonstrieren, malten ihre Bücher das manichäische Bild eines permanenten Ausbeutungskrieges »patriarchaler« Männer gegen die Frauen, die sich auch dem sexuellen Verkehr nur aus Zwang, Angst oder Pflichtgefühl hingaben. Das ging so weit, daß Schwarzer in den siebziger Jahren zur »Penetrationsverweigerung« aufrief und noch im Jahre 2000 beklagte, daß »Männer und Frauen erotisch auf den Unterschied gepolt« seien – auch das ein verräterisches Bekenntnis. Das Wunschbild des farbenblinden Schwarzerschen Feminismus ist dementsprechend die »Aufhebung der Spaltung von Menschen in Männer und Frauen«, also eine Welt, in der Geschlechtsunterschiede keine Rolle mehr spielen, in der es nur mehr »Menschen« gibt. Das ist auch der Kern der »Gender«-Ideologie, die »in letzter Konsequenz« behauptet, »daß es biologisches Geschlecht nicht gebe.« (Volker Zastrow)

»Ich habe einen Traum«, schrieb Schwarzer in *Der große Unterschied*. »Ich bin ein Mann. Nachts schlendere ich durch den Park und setze mich neben einen fremden Menschen. Es ist eine Frau. Ich beginne, über mich zu reden. Meine Mutter ist eine unabhängige, stolze Frau und mein Vater ein sensibler, fürsorglicher Mann. (...) Ich verachte Gewalt. Nicht Ungleichheit, Gleichheit zieht mich an. Frauen sind mir so vertraut – oder so fremd – wie Männer, je nach Person. Denn ich lebe in einer Zeit, in der Menschen nicht nach Männern und Frauen unterschieden werden, so wenig wie nach Weißen oder Schwarzen oder Dünnen und Dicken. Ich bin ein Mensch.«

Kein Mann würde jemals eine solche asexuelle Domestizierungs-Utopie formulieren, und wenn, dann könnte er sich der unterschwelligeren Verachtung der meisten Männer und Frauen sicher sein. Derartige Vorstellungen von Pazifizierung, Neutralisierung und Androgynisierung haben mit



Der Engel, Bronze von Thomas Theodor Heine (um 1905)

Volker Zastrow: *Gender – Politische Geschlechtsumwandlung*, Waltrop 2006.

Alice Schwarzer: *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen*, 1975.

Alice Schwarzer: *Der große Unterschied. Gegen die Spaltung von Menschen in Männer und Frauen*, Köln 2000.

den »Träumen« der meisten Menschen beiderlei Geschlechts wenig zu tun, da für sie das »Menschliche« keine abstrakte Angelegenheit, sondern eng verknüpft ist mit dem Sinn ihres Mann- oder Frauseins. Dennoch sind derartige Vorstellungen über metapolitische Schleichwege tief in die Kapillaren der Institutionen, bis hinauf zum Familienministerium, eingedrungen. An den Schlüsselpositionen dieser Entwicklung stehen überwiegend Frauen, die aus radikal linken, lesbischen und feministischen Zusammenhängen kommen. Hier haben es narzißtische Partikularinteressen und Resentimentgemenge geschafft, sich in Machtpositionen zu setzen, um über das Ganze zu verfügen. Camille Paglia beschrieb bereits 1990, daß eine politisierte, von oben aufgezwungene Androgynie dazu führt, »daß Männer sein müssen wie Frauen, während Frauen sein können, wie sie wollen.«

Während die »Gender Studies« an den Universitäten selbstreferentielle Papierstapel produzieren und die Thesen des »Gender Mainstreaming« bereits fahrlässig in die politische Wirklichkeit umgesetzt werden, fehlt es an einer ernsthaften Philosophie des Sexus, die dem Potential und den soziobiologischen Grundlagen beider Geschlechter gerecht würde. Dabei könnte man sich durchaus eine brauchbare »Gendertheorie« im Anschluß an Otto Weininger vorstellen. Weininger ging von einer prinzipiellen seelischen Bisexualität jedes Menschen aus, die sich in einem Gemisch von männlichen und weiblichen Elementen spiegele. Der wesentliche Unterschied zu den modernen Gender-Theorien besteht in der Anerkennung der tatsächlichen Existenz dieser männlichen und weiblichen Essenz anstelle ihrer Dekonstruktion. Hier hätte man die Wissenschaft gänzlich hinter sich, die unzweifelhaft nachweisen kann, daß Östrogene und Testosteron das soziale Verhalten erheblich beeinflussen und daß die Partnerwahl immer noch stark von evolutionär-biologischen Triebkräften bestimmt wird.

Über die Biologie hinaus aber ist auch eine Metaphysik des Sexus notwendig, wie sie Julius Evola bereits 1962 verfaßt hat: »Man existiert nur als Mann und Frau. Diesen Gesichtspunkt werden wir gegen alle diejenigen streng verteidigen, die da sagen, daß das Mannsein oder Frausein gegenüber dem generellen Menschsein etwas Zufälliges und Sekundäres sei; daß das Geschlecht eine Verschiedenheit sei, die fast ausschließlich den physischen und biologischen Teil der menschlichen Natur angehe (...). Ein derartiger Gesichtspunkt ist abstrakt und unorganisch; in der Wirklichkeit kann man ihn nur auf ein durch Regression und Degenerierung geschwächtes Menschentum anwenden. Wer ihn vertritt, beweist, daß er nur die größten und oberflächlichsten Seiten des Geschlechts zu sehen vermag.«

Diese Erkenntnis steht auch im Zentrum der immer noch unerreicht brillanten Attacke gegen den »Genderismus«, geschrieben ausgerechnet von einer lesbischen Radikalfeministin. »Was für ein Abgrund zwischen den Geschlechtern!« schrieb Camille Paglia in ihrem Mammutwerk *Die Masken der Sexualität*, das Anfang der neunziger Jahre das feministische Establishment bis aufs Blut reizte. »Hören wir auf so zu tun, als sei Sexualität für alle das gleiche, und stellen wir uns der Tatsache der ungeheuren geschlechtlichen Dualität.« Paglia sah die Kultur als Ergebnis eines ewig unentschiedenen Krieges gegen die chthonischen Bedingtheiten der Natur. Diesen Krieg, dem »alles Große in der Kultur des Westens« entsprungen sei, zu führen, war aber stets die Sache der Männer gewesen. Der Mann ist zwar das physisch stärkere, psychisch aber um so gefährdetere Wesen. Er befindet sich im ständigen Kampf mit der Urmutter im Inneren, der mörderischen Natur, dem Weiblichen, das ihn zu verschlingen sucht. »Männliche Sexualität« ist darum ein heroischer »Roman von Ausfahrt, Suche, Abenteuer.« Die Individualität entsteht immer im Kampf gegen das Formlose, unter dem Zeichen des Mars. Während die Frau von selbst zur Frau wird, muß der Mann erst zum Mann gemacht werden, muß den Schrecken des Initiatischen passieren, um die kindliche Welt des Knaben und der Mutter hinter sich zu lassen, eine Welt, der die Frau ihr Leben lang in weitaus stärkerem Maß verhaftet bleibt. Auch darum hat er ein anderes Verhältnis zur Gewalt und zur Macht, die der Feminismus rein negativ sehen wollte: »Identität ist Macht. Sex ist Macht. Romantische Liebe ist Sex und Macht.«

Aus der Erkenntnis dieses »Abgrunds zwischen den Geschlechtern« heraus müssen die Männer heute erkennen, daß sie sich einen Diskurs haben aufdrängen lassen, der in dieser Form weder mit den Feministinnen noch mit den aus den traditionellen Bindungen herausgehobenen Durch-

Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter*, München 1980.

Julius Evola: *Metaphysik des Sexus*, Stuttgart 1962, zuletzt unter dem Titel *Die große Lust*, Fischer Media 1998.

Camille Paglia: *Die Masken der Sexualität*, München 1992.

Camille Paglia: *Sexualität und Gewalt oder: Natur und Kunst*, München 1996.

schnittsfrauen zu führen ist. Die komplizierten Spannungen zwischen den Geschlechtern lassen keinen egalitären »herrschaftsfreien« Austausch noch eine voreilige und heuchlerische Befriedung zu. Der Mann muß die Komplizenschaft mit seiner eigenen Demontage aufkündigen, die Pazifizierungs- und Gleichheitsangebote als verkappte Kriegserklärungen begreifen, annehmen und vor allem handeln.

Nicht nur ausgesprochene Feministinnen spotten gerne über Männerbünde, Initiationsrituale und »sexistische« Attitüden, mit denen sich Männer gegenüber den Frauen abzugrenzen versuchen. Misogyne, Homophobie und Machos, heißt es, kämen mit »ihrer« Weiblichkeit nicht zu recht, wogegen »Softies«, Homo- und Metrosexuelle ihre femininen Seiten »zulassen können«. Aber »Tränen und Hysterie, das sind nun gleichermaßen Affekte, die Männern schlecht zu Gesicht stehen« (Ellen Kositzka). Es wird nämlich gewaltig unterschätzt, daß der Mann, besonders der heranwachsende, seine »femininen« Seiten oft als regressive Bedrohung in seinem eigenen Inneren erlebt, als Angriff auf seine Integrität, Wehrhaftigkeit und Lebenstüchtigkeit. Die Kontrolle über die eigene Gefühlswelt und die regressiven Tendenzen im Inneren ist nicht nur essentiell für die Durchsetzungskraft und die Selbstachtung des Mannes, sondern auch für seine Fähigkeit, eine begehrte Frau zu erlangen. Die Feministinnen sind blind für die ungeheure sexuelle Macht, die Frauen über Männer ausüben können, blind für die Angst der Männer vor Zurückweisung und Mißerfolg. Der Mann, der sich im Sinne des Feminismus programmieren läßt, ist zur Existenz als sexuell erfolgloser »Frauerversteher« verurteilt.

Der Feminismus hat auch nicht verstanden, daß die Polarität ebenso Quelle des Leidens wie auch Bedingung für das Glück zwischen den Geschlechtern ist. Der Versuch, die Polarität aufzuheben, macht die Männer schwächlich und die Frauen desorientiert. Es ist zum Standard-Treppenwitz geworden, daß die Unterwerfung der Männer unter feministische Ideale das emotionale und sexuelle Unglück der Frauen, das Alice Schwarzer einst so beklagt hat, noch befördert hat. Die erotische Attraktivität des westlichen Mannes ist gesunken, während Verachtung und Frustration der Frauen gestiegen sind. Gelegentlich werden »richtige« Männer aus exotischen Ländern importiert, was diesen Prozeß auf die Ebene eines genetisch-darwinistischen Kriegs erhebt.

Ein täglicher, unterschwelliger Kampf herrscht in jeder noch so harmonischen Partnerschaft. Frauen »testen« ihre Männer unermüdlich auf ihre Überlebenstauglichkeit, aus kaum bewußten, instinktiven, wohl evolutionär bedingten Impulsen heraus. Insofern wäre das Projekt des Feminismus zum Teil ein riesiger, aus dem Ufer gelaufener Härtetest gewesen, um die Männer zu zwingen, doch noch den unteilbaren Kern selbstsicherer Maskulinität freizulegen, nach dem sich im Grunde jede Frau sehnt, dem manischen Atheisten gleich, der prüfen will, ob Gott nicht doch noch den härtesten Argumenten standhält – wäre er ja sonst nicht Gott. Blüher hielt der Frauenbewegung entgegen: »Ihr wollt ja im Grunde gerade das Gegenteil von dem, was ihr – »wollt.« Der Feminismus wäre dann nichts anderes als die Quittung für ein viel früher ansetzenderes Versagen gewesen, für einen Schwund der souveränen Maskulinität. Dieser Vorgang hat seine Analogie in den Thesen Alain de Benoists oder Timo Vihavainens, daß nicht die Masseneinwanderung an sich die Ursache der Zerstörung des Westens, sondern nur die Folge seiner viel früher erfolgten Aufweichung und Selbstaufgabe durch den Liberalismus sei.

Damit eröffnet sich auch die Synthese der identitätspolitischen Brennpunkte: Die Krise des Westens ist im Grunde eine Krise der Männlichkeit, eines Krise des weißen *Mannes* im buchstäblichen Sinn. Der Topos der Dekadenz wird klassischerweise mit der Verweiblichung assoziiert. »In Spätzeiten befindet sich die Männlichkeit immer auf dem Rückzug,« schreibt Paglia. Manche verwechseln dieses Fallen mit einem Steigen in eine feminin-weiche, pazifistische, demokratische Welt, während demographische *youth bulges* testosterongeladener Militanz gegen die mürb gewordene Festung Europa drängen. Die westlichen Männer müssen begreifen, daß auch die Frauen, die sich heute frenetisch an der Schleifung der Festung beteiligen, wie stets als die freiwilligen oder unfreiwilligen Trophäen der Sieger enden werden. Reconquista der Maskulinität, die drängende Aufgabe jedes einzelnen ist, hat eine Dimension und Verantwortung, die über das Individuelle weit hinausführt.

Ellen Kositzka: *Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb*, Schnellroda 2008.

Geographie des Zorns

von Karlheinz Weißmann

In ganzen Wissenschaftsbereichen hat der Suhrkamp-Verlag bis heute eine beherrschende Stellung. Was dort gedruckt wird, gilt, wird rezensiert und rezipiert. Diese Machtposition ist seit den sechziger Jahren entstanden und nie in Frage gestellt worden. Konservative Verweigerungshaltung hat daran sowenig geändert wie die Ablehnung des Bürgers, jeden Montag den *Spiegel* zur Hand zu nehmen. Der Erfolg Suhrkamps ist aber in manchem schwer begreifbar. Selbstverständlich hat das Haus eine wichtige und unbestreitbare Funktion in bezug auf die moderne Literatur und auch im Hinblick auf die Wiederveröffentlichung von Klassikern, die eigentliche Einflußnahme erfolgte und erfolgt jedoch noch immer über die Publikationen zu Soziologie und Politologie, und die Lektüreerfahrung entsprechender Titel ist oft ernüchternd. Dabei spielt das »Suhrkamp-Deutsch« eine Rolle, aber mehr noch der Eindruck, daß sich intellektuell wenig getan hat. Immer noch derselbe Jargon, wenn auch Marxismus, Strukturalismus, Psychoanalyse als Bezugsgrößen zurückgetreten sind: Es bleibt bei der Weigerung, bestimmte Realitäten zur Kenntnis zu nehmen.

Als aktuelles Beispiel kann das Buch des indischen, vor allem in den USA lehrenden, Ethnologen und Gesellschaftswissenschaftlers Arjun Appadurai dienen. Appadurai, Berater der UNESCO und seit Erscheinen seines Buches *Modernity at Large* (1996) renommiert, hat mit *Die Geographie des Zorns* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009. 159 S., 12 €) eine Art Großessay vorgelegt. Der Titel erinnert an Peter Sloterdijks *Zorn und Zeit*, Appadurai nimmt darauf aber keinen Bezug, obwohl die Schnittmenge zwischen den Themen beider Bände relativ groß ist. Hier wie dort geht es um das Bedrohungspotential der »Dritten Welt« für die erste, hier wie dort spielt der Faktor Islam eine ausschlaggebende Rolle und auch der Demographie wird entscheidendes Gewicht beigemessen. Damit enden die Gemeinsamkeiten bereits. Denn anders als Sloterdijk ist Appadurai ent-

Henning Eichberg:
Minderheit und Mehrheit,
Zeit + Gesellschaft, Bd 1,
Braunschweig 1979.

geschlossen, seinen Gegenstand nicht ernstzunehmen. Das muß man um so mehr bedauern, als seine Untersuchung eine ganze Reihe von Zustandsbeschreibungen und Beobachtungen enthält, die überzeugend wirken und die theoretische wie die praktisch-politische Debatte voranbringen könnten. Das gilt vor allem im Hinblick auf fünf Faktoren:

1. Globalisierung ist das Ergebnis eines komplexen Prozesses, der von einem weltweit operierenden Kapitalismus, Hochgeschwindigkeitstechnologien und gigantischen Wanderungsprozessen bestimmt wird;

2. das vorläufige Ergebnis der Globalisierung ist ambivalent: der allgemeinen Verfügbarkeit von Informationen, Gütern und Dienstleistungen steht die Entwurzelung und vollständige Verarmung großer Bevölkerungsgruppen gegenüber;

3. diese *outcasts* verfügen aber über die Möglichkeit, ihre Entfremdungserfahrungen auf eine ganz neue, weil virtuelle Weise zu kompensieren, was zur Entstehung oder Erhaltung kollektiver Identitäten führt, die unter anderen Bedingungen schnell erledigt worden wären;

4. das hat auch zur Konsequenz, daß die dem europäischen Nationalstaat zugrundeliegende »Phantasie« einer durch Abstammung, Geschichte, Kultur und Sprache im Vorraum des Politischen strukturierten und im Politischen zum Souverän aufsteigenden »Volkes« unhaltbar geworden ist, woraus sich

5. die seit einiger Zeit beobachtbare Nervosität in westlichen Staaten angesichts von Multikulturalismus und fehlender Integrationsbereitschaft der Einwanderer erklärt. Dabei spielt die uralte Furcht jeder Mehrheit mit, zur Minderheit zu werden, aber auch die Einsicht in den liberalen Grundirrtum, daß Minderheiten eigentlich nur temporäre Minderheiten sind, die bald mittels Vernunft und Gespräch in die – liberale – Mehrheit eingegliedert sind; es handelt sich um essentielle Minderheiten, die aufgrund ihres ethnischen und religiösen Sonderbewußtseins und ihrer Geburtenrate gar keine Veranlassung sehen, Positionen zu räumen.

Was von Appadurai zu Recht hervorgehoben wird, ist die Delegitimierung des westlichen Ordnungsmodells, das in den letzten Jahrzehnten nicht nur an wirtschaftlicher Durchsetzungs-, sondern auch an ideologischer Überzeugungskraft verloren hat. Er führt das darauf zurück, daß in Europa und Nordamerika wesentliche Bestände abgebaut oder verlorengegangen sind, auf denen die Funktionstüchtigkeit des modernen Staates ganz wesentlich beruhte. Die gemeinhin als »liberal« bezeichnete Gesellschaft hat durch Zuwanderung und internationale Verflechtung, Abbau von Grenzen und unrollierbare Kommunikation jene Homogenität eingebüßt, die zu den wichtigsten Voraussetzungen einer Demokratie gehört, jene Menge an kulturellen Selbstverständlichkeiten, die vorhanden sein muß, um Konflikte im Inneren zu reduzieren und sicherzustellen, daß die Grundfragen von allen als geklärt betrachtet werden und es bei den politischen Auseinandersetzungen nur noch um die Gestaltung des Zusammenlebens – nicht um das Zusammenleben selbst – geht, weshalb diese friedlich und in geordneten Bahnen ablaufen können.

Bezeichnenderweise verkennt Appadurai aber die ungeheure zivilisatorische Leistung, die nötig war, um diesen Status zu erreichen und die »Angst vor der Unvollständigkeit ihrer Souveränität« zu minimieren. Hier



Mehrheit vor dem Ende, Ausgabe der taz vom 13. September 2003

Friedrich H. Tenbruck: Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne, Opladen 1989.

spielten Besonderheiten in der Geschichte der europäischen Völker eine Rolle, aber auch kollektive Erziehungsanstrengungen, zu denen die außer-europäischen Völker niemals fähig oder willens waren. Daß die Europäer diese Zusammenhänge ihrerseits leugnen oder verdrängen, erleichtert es einem von außen kommenden Beobachter wie Appadurai, das Selbstmißverständnis zu nutzen und die in der westlichen Intelligenz kursierenden Ideen von der »Konstruktion« sozialer Wirklichkeit so zu wenden, daß Nation und Staat, Markt und Emanzipation als große Täuschungen erscheinen, nur dazu da, das eigene Interesse zu kaschieren und im Namen irgendeiner Ganzheit durchzusetzen. Wie eine fixe Idee taucht bei ihm die Vorstellung auf, daß »Minderheiten und Mehrheiten« erst in der Konsequenz der »demokratischen Revolutionen des 18. Jahrhunderts« (56) entstanden und »historisch gesehen, nicht vorgefunden, sondern gemacht« (60) wurden, um die Massen zu manipulieren und die Unterwerfung der Welt zu rechtfertigen.

Appadurais Ansicht, daß die Globalisierung vor allem als globalisierte Gewalt gegen Minoritäten zu begreifen sei, die man einerseits brauche (als billige Arbeitskräfte in den Ländern des Westens), andererseits als Sündenböcke benutze, falls das Projekt der Majorität in Gefahr gerät, ist abwegig, um das mindeste zu sagen. Und als wesentliche Argumentationslücke erscheint, daß er die »Dekonstruktion« abbricht, bevor es um europäische Exporte wie Menschenrechte und Demokratie geht. Ein naiver Universalismus ermöglicht es ihm, unbekümmert um Konsequenz alle weitere Entwicklung an Maßstäben zu messen, die ihrem Ursprung nach westlich sind und jedenfalls keine selbstverständliche Geltung außerhalb jener Weltanschauung haben, die er als (neo-)kolonialistisch betrachtet. Daher erklärt sich weiter das von Appadurai zur Schau getragene Selbstbewußtsein, mit dem er einerseits eine Art Vorsprung seiner Heimat Indien annehmen kann, wo es nie etwas anderes gab als eine multirassische, multireligiöse, multikulturelle Vielheit ohne Einheit, die dem Westen erst noch bevorsteht, und andererseits die durch keine Tatsachenbeobachtung gerechtfertigte Erwartung hegt, daß eine »Graswurzelglobalisierung« (8) anstehe, die die »globale demokratische Praxis« (10) vorbereite, in der dann weltweit vernetzte NGOs das Anliegen der Basis gegenüber den G8-Staaten zur Geltung bringen werden. Die von Appadurai als »vertebrale« Organisationsformen bezeichneten Nationalstaaten und kapitalistischen Zentren mit ihrer Raumbindung und ihrer autoritären Struktur sollen »zellulare«, kleinteilige soziale Einheiten, die angeblich auf »Gleichheit, Transparenz und Inklusion« (44) beruhen, in die Schranken weisen können, weil die sich die Virtualität zunutze machen und infolge der Migration ein weltweites Stützpunktsystem aufbauen können (41). Daß auch Ökonomie und Terrorismus die »neue Logik der Zellförmigkeit« (44) kennen, hindert Appadurai nicht an der optimistischen Annahme, daß der Weg zur »internationalen Zivilgesellschaft« (149) gebahnt werde.

Samuel P. Huntington:
Kampf der Kulturen.
Die Neugestaltung
der Weltpolitik im 21.
Jahrhundert, zuletzt
 Hamburg 2007.

Bezeichnenderweise hat Samuel Huntington bei Appadurai nur einen kurzen Auftritt und den in der Rolle des Popanz. Das hängt damit zusammen, daß »Kultur« für ihn nur eine Menge von mehr oder weniger willkürlich gesetzten Symbolen ist, aber keinen »essentialistischen« Charakter hat. Wenn Menschen glaubten, daß die Zugehörigkeit zu einer Kultur eine objektive Bezugsgröße sei, dann als Folge von Indoktrination oder einer Entfremdungserfahrung, wie sie zum Beispiel die Auswanderung in die Metropolen für Menschen aus der Peripherie nach sich zieht. Letztlich macht es diese Unterschätzung des Faktors »Kultur« Appadurai unmöglich, den von ihm selbst angegebenen Befund zu verstehen. Denn die wachsende Bedeutung von kollektiver Identität erklärt sich im 21. Jahrhundert daraus, daß die Globalisierung eine Reaktion herausgefordert hat, die gerade wegen der kulturverschleißenden, nivellierenden Wirkung dieses weltweiten Prozesses zu einer Rückbesinnung auf die Kultur führt, die um so fundamentalistischer ausfällt, je massiver die Bedrohung erscheint, von der nicht nur das Individuum, sondern auch die – ethnische, religiöse, politische – Gruppe betroffen ist, die es als die ausschlaggebende betrachtet. Huntington hat in Reaktion auf die Kontroversen, die seine These vom »Zusammenprall der Kulturen« auslöst, eine entscheidende Gegenfrage gestellt, die Appadurai zu seinem Schaden ignoriert: »If not culture – what?«

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Thomas Bargatzky, 1946, studierte Ethnologie, Soziologie, Philosophie und Altamerikanistik und ist promoviert als Ethnologe. Seit 1990 Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth.

Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig, war 1997/98 Kulturredakteur der Wochenzeitung *Junge Freiheit*, seither freier Autor in Berlin, 2004 Gerhard-Löwenthal-Preis.

Zurüstung zum Bürgerkrieg, Schnellroda 2008

Das verlorene Land. Aufsätze zur deutschen Geschichtspolitik, Berlin 2008

Benedikt Kaiser, 1988, studiert Germanistik und Politologie.

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.

Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie.

Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).

Provokation, Schnellroda 2007

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie. Er ist Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IFS).

Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmstudent und freier Journalist.

Frank Lisson, 1970, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Würzburg und München. Er schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.

Homo Absolutus. Nach den Kulturen, Schnellroda 2009

Oswald Spengler. Philosoph des Schicksals, Schnellroda 2005

Felix Menzel, 1985, studiert Medien- und Kommunikationswissenschaft, Politik und BWL in Halle/Saale. Verantwortlicher Redakteur von www.blauenarzisse.de.

Medienrituale und politische Ikonen, Schnellroda 2009

Dr. Baal Müller, 1969, studierte Germanistik und Philosophie in Heidelberg und Tübingen, lebt als freier Schriftsteller und Verleger.

Der Vorsprung der Besiegten. Identität nach der Niederlage, Schnellroda 2009

Alexander Röhlig, 1988, studiert Philosophie und Geschichte in Bochum.

Redakteur von blauenarzisse.de.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.

Faschismus. Eine Klarstellung, Schnellroda 2009

Post-Demokratie, Schnellroda 2009

Das konservative Minimum, Schnellroda 2007

Das neue Aztlán. Amerikas Wandel und seine Folgen

von Thomas Bargatzky

Die Vereinigten Staaten von Amerika galten lange als »Melting Pot«, als Musterbeispiel für die erfolgreiche Assimilierung von Einwanderern unterschiedlichster Nationalität an die weiße angelsächsisch-puritanische Leitkultur und ihre Integration zu einer amerikanischen Nation. Mehr und mehr wird diese Gewißheit erschüttert. An die Stelle des Schmelztiegels tritt das Bild der Salatschüssel, in der Bestandteile erhalten bleiben und sich nicht miteinander vermischen. Aber auch dieses Bild ist angesichts der Hispanisierung des US-amerikanischen Südwestens fragwürdig, denn hier zeichnet sich die zunehmende ethnische, kulturelle und sprachliche Zweiteilung der USA ab.

Schon 1981 teilte Joel Garreau den nordamerikanischen Halbkontinent in neun nach Naturräumlichkeit, ethnischer Zusammensetzung und kultureller Prägung der Bevölkerung voneinander geschiedene »Nationen«, ein, wobei die heute bestehenden Grenzen der USA zu Kanada und Mexiko in seinem Schema keine Rolle spielen. Eine dieser neun Nationen, »MexAmerica«, faßt die hispanisch-mexikanisch geprägten Gebiete zu beiden Seiten des Rio Grande zu einem nach Herkunft, Sprache und Kultur einheitlichen Raum zusammen. Garreau macht seine Leser auch auf eine Legende aufmerksam, die schon zu seiner Zeit in Chicano-Kreisen kursierte: Aztlán, die geheimnisvolle Urheimat der Azteken, liege auf dem Gebiet des heutigen Südwestens der Vereinigten Staaten. Eines Tages würde dieses Ursprungsland von den Nachfahren der Azteken zurückgewonnen werden und eine neue Hochkultur würde dort erblühen.

Am 31. Januar 2000 erschien in der *Albuquerque Tribune* ein Interview mit Charles Truxillo, seinerzeit Professor für Chicano-Studien an der University of New Mexico. Truxillo sagt darin die Ausrufung einer »República del Norte« voraus. Dieser neue Staat solle einerseits die nord-mexikanischen Teilstaaten Baja California, Sonora, Chihuahua, Nuevo León sowie Tamaulipas und andererseits die US-amerikanischen Bundesstaaten Kalifornien, Arizona, New Mexico und Texas sowie das südliche

Joel Garreau: *The Nine Nations of North America*, Boston 1981.



Braune Barette, Comrades der Befreiungsarmee von Aztlán

Colorado zu einer unabhängigen, hispanisch geprägten Republik zusammenfassen. Der Gründung dieser neuen Republik, so Truxillo, werde kein Bürgerkrieg vorausgehen, denn sie sei eine notwendige Folge der insbesondere von Mexiko ausgehenden demographischen Rückeroberung der ehemals mexikanischen Gebiete des US-amerikanischen Südwestens. Der mexikanische Schriftsteller Carlos Fuentes spricht in seinem Erzählband *La Frontera de Cristal* daher von »el imperialismo cromosómico de México«, dem mexikanischen »Chromosomen-Imperialismus«, dem die USA zu guter Letzt wenig würden entgegensetzen können.

Im Krieg von 1846–1848, der mit dem Frieden von Guadalupe Hidalgo endete, verlor Mexiko fast die Hälfte seines Territoriums an die jungen Vereinigten Staaten von Amerika. Dieser Verlust, schreibt der amerikanische Journalist und Mexiko-Kenner Alan Riding, sei ein psychologisches Trauma, das Mexiko bis heute belaste und das durch die ständigen Einmischungen des übermächtigen Nachbarn im Norden noch zusätzlich vertieft werde. Dennoch streben hispanisch geprägte amerikanische Irredentisten in ihrer Mehrzahl wohl keine Wiedervereinigung mit Mexiko an. Ihr Nationalismus ist eher ein von Anti-Anglo und Anti-Indio-Elementen durchsetzter, eigenständiger und von Chicano-Rassismus nicht unfreier »Aztlán-Nationalismus«, der sich sowohl von der weißen, angloamerikanischen, protestantischen »Mainstream-Kultur« als auch vom süd-mexikanischen, indianisch geprägten Mexiko absetzt. Der Norden Mexikos gilt als dynamischer und entwickelter als Mexikos südliche Regionen; es existieren zahlreiche »Wahlverwandtschaften« mit dem Südwesten der USA. Die Gebiete nördlich und südlich der heutigen Staatsgrenze waren ja ehemals, von Mexikos Hauptstadt aus gesehen, »El Norte«. Aztlán, der mythische, in »el Norte« gelegene Ursprungsort der Azteken, dient als Symbol für diesen neuen Nationalismus. Der Politiker und Publizist Patrick J. Buchanan spricht daher von einem »Aztlán Plot«, der auf die Auflösung der territorialen Einheit der USA abziele. »Wir waren schon vorher da«, halten ihm Aztlán-Nationalisten entgegen.

Auf welche Grundlage könnte sich der Verdacht einer Aztlán-Verchwörung stützen? In seinem Buch *The Clash of Civilizations* rechnete Samuel P. Huntington bereits 1996 mittels Zensusdaten vor, daß der Anteil spanischsprachiger Einwohner der USA um 2050 bei ca. 25 Prozent der Gesamtbevölkerung liegen werde; nur mehr die Hälfte der US-Bevölkerung werde dann anglo-amerikanischer Herkunft sein. Dem U.S. Census Bureau zufolge waren am 1. Juli 2006 bereits 44,3 Millionen Einwohner spanischsprachig, das sind etwas weniger als 15 Prozent der Gesamteinwohnerzahl von ca. 300 Millionen. Die Mehrzahl dieser Menschen ist mexikanischer Herkunft. Hinzu kommt noch eine Dunkelziffer hispanischer *illegal aliens*, die auf ca. 15 Millionen geschätzt wird. Der Anteil der sogenannten »Hispanics« ist nun gerade in den ehemals mexikanischen Gebieten des heutigen Südwestens der USA am höchsten. Der Zensus des Jahres 2000 zählte 823.352 Spanischsprachige in New Mexico – das waren be-

Alan Riding: *Distant Neighbors. A Portrait of the Mexicans*, New York 1985.

Patrick J. Buchanan: *State of Emergency. The Third World Invasion and Conquest of America*, New York 2006.

reits 43,27 Prozent der Bevölkerung dieses US-Bundesstaates. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung Kaliforniens betrug seinerzeit 34,72 Prozent (12.442.626 Einwohner), darauf folgen Texas (34,63 Prozent beziehungsweise 7.781.211 Einwohner), Arizona (28,03 Prozent beziehungsweise 1.608.698 Einwohner), Nevada (22,80 Prozent beziehungsweise 531.929 Einwohner), Colorado (19,10 Prozent beziehungsweise 878.893 Einwohner) und Florida (19,01 Prozent beziehungsweise 3.304.832 Einwohner). An achter Stelle steht der Bundesstaat New York mit 15,96 Prozent beziehungsweise 3.076.697 spanischsprachigen Einwohnern! Der nächste US-Zensus soll 2010 stattfinden und alle Zeichen deuten darauf hin, daß sich der Trend zur Hispanisierung der USA fortsetzen wird.

Huntington unterscheidet in *Clash* drei große Wellen der Einwanderung in die USA. Mitte des 19. Jahrhunderts kamen Iren und Deutsche, in den Jahren zwischen 1880 und 1914 wählten vor allem Süd- und Osteuropäer die Vereinigten Staaten als neues Heimatland. Die vorläufig letzte Einwanderungswelle setzte in den 1960er Jahren ein; sie brachte vor allem Asiaten und Spanischsprachige ins Land. Die hohe Konzentration hispanischer Einwanderer in den Regionen des amerikanischen Südwestens wird allmählich zu einer kritischen Masse, durch die die USA dereinst demographisch und kulturell »kippen« könnten – so befürchtet es jedenfalls Huntington. Die USA verlören ihre bisherige, angelsächsisch geprägte nationale Identität und würden zu einer zweigeteilten, zweisprachigen Nation wie Kanada oder Belgien.

Um dieser Entwicklung vorzubeugen, plädiert Huntington in seinem Buch *Who Are We?* mit Leidenschaft für einen voluntaristischen Begriff der Nation, der die amerikanische Identität im Sinne der bislang einheitsstiftenden anglo-protestantischen Gründerkultur stabilisiert – und zwar unabhängig von Rassenzugehörigkeit und ethnischer Herkunft. Auch wenn die Nachkommen der Gründer eines Tages die Minderheit darstellen, so könnte ihre Kultur dennoch weitergetragen werden. Huntington war eben nicht der Rassist, als den ihn eine oberflächliche Kritik hinstellen möchte.

Angesichts der demographischen Entwicklung könnte es für die Verwirklichung dieser Huntingtonschen Vision bereits zu spät sein. Was die heutige Staatsgrenze zwischen den USA und Mexiko angeht, so ist sie angesichts der naturräumlichen Gegebenheiten und der bis weit in die vorkolumbische Zeit zurückreichenden Kulturbeziehungen zwischen den Völkern Mexikos und des Südwestens ebenso »unnatürlich« wie die ehemalige innerdeutsche Grenze. Wer sich einmal irgendwo in den Weiten des Grenzgebiets aufgehalten hat, weiß, daß diese zweitausend Meilen lange Grenze nicht lückenlos zu kontrollieren ist, eine Grenze, die aus einem seichten Fluß und einer Linie im Sand besteht, wie der Realist Huntington mit einem Anflug von Resignation schreibt.

Unter wirtschaftlicher Betrachtungsweise besitzt die hispanische Einwanderung in die USA einen Doppelcharakter: Einerseits trägt sie die Merkmale einer Armutsmigration in die Sozialsysteme, andererseits sind »Hispanics« durchaus wirtschaftlich erfolgreich, wie beispielsweise die konservative Politikerin und Kolumnistin Linda Chavez zugesteht. Es gibt in ihren Reihen Ärzte, Rechtsanwälte, Grundstücksmakler, erfolgreiche Unternehmer. Ihre besonderen Konsumwünsche führten zur Entstehung einer spezifischen Waren- und Dienstleistungspalette, ihre Nachfrage nach Häusern beflügelte den lahmen amerikanischen Immobilienmarkt. Das wahre Problem, so Chavez, sei ihre mangelnde Bereitschaft, sich in den Mainstream der amerikanischen Kultur einzuschmelzen.

Rechtfertigt es dieser Befund, hinter der Hispanisierung des Südwestens der USA einen »Aztlán Plot« zu vermuten? Eine neue »República del Norte« wird zur Zeit wohl vor allem in einigen Intellektuellen- und Aktivistenkreisen akademisch gebildeter Chicano-Nationalisten herbeigesehnt. Bislang spricht wenig dafür, daß diese Idee außerhalb solcher Zirkel zahlreiche Anhänger findet. Die Mehrzahl der spanischsprachigen Einwanderer – ob legal oder illegal – sucht einfach ein besseres und würdevolles Leben ohne Armut für sich und ihre Familien. Diese Menschen arbeiten hart in Jobs als Erntehelfer und billige Fabrikarbeiter für eine miserable Bezahlung und unter Rahmenbedingungen, zu denen kein anderer US-Amerikaner bereit wäre, sich zu verdingen. Sie möchten zwar ihre hispanische Kultur behalten, aber trotzdem in den USA leben und arbeiten und dürften wohl vorerst kaum als politische Revolutionäre in Erscheinung

Samuel P. Huntington: *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York 1996.

Samuel P. Huntington: *Who Are We? The Challenges to America's National Identity*, New York 2004.

treten wollen. Wenn es eine »Verschwörung« geben sollte, dann dürfte sie im Komplizentum von mexikanischer Regierung und US-amerikanischen Wirtschaftskreisen liegen, die den Republikanern nahestehen: Jene möchte ihr Armutproblem in die reichen Regionen jenseits der Staatsgrenze im Norden verlagern, diese verschleiern ihr vitales Interesse an billigen Lohn-drückern hinter ihrer Anti-Immigrationsrhetorik. Karl Marx sprach einst von der für die kapitalistische Produktion notwendigen »industriellen Reservearmee« – hier kann man eine davon finden.

Dennoch – gerade die deutsche Geschichte lehrt uns, daß der Einfluß der Intellektuellen auf die Herausbildung des Nationalstaatsgedankens im 19. Jahrhundert auf lange Sicht, und unter den richtigen Bedingungen, eine große Bedeutung hatte. Daher wäre es ein Fehler, die Möglichkeit der Entstehung eines neuen, hispanisch geprägten Nationalstaates in Nordamerika von vornherein als Unsinn abzutun. Was auch immer der Fall sein wird: Zunehmend mit sich selbst beschäftigte, immer stärker katholisch-lateinamerikanisch eingefärbte USA werden in Zukunft eine andere Rolle in der Weltpolitik spielen, als noch in der Gegenwart. Schon sagt die Studie *Global Trends 2025* des amerikanischen National Intelligence Council einen Bedeutungsschwund der USA im internationalen Machtgefüge innerhalb der nächsten Jahre voraus.



Aufforderung zur reconquista

Der aus dem »American Creed« gespeiste interventionistische Missionseifer dürfte als Folge einer zunehmenden Hispanisierung der Vereinigten Staaten nachlassen und Amerikas neue, hispanisch geprägte Eliten dürften sich nicht mehr berufen fühlen, den Rest der Welt im Sinne des aus dem »Creed« hervorgewachsenen marktradikalen Heilsprojekts umzugestalten. Gunnar Myrdal hat einst unter diesem Namen den Kernbestand an puritanischen und aufklärungszeitgeprägten, nationale Identität stiftenden Grundüberzeugungen herausgearbeitet, um den herum sich die Vorstellung des »Manifest Destiny« anlagerte, einer vom Schicksal für Amerika vorgesehenen Eroberungs- und Heilsmission für den amerikanischen Westen: fundamentale Gleichheit aller Menschen, unveräußerliche Rechte auf Freiheit, Gerechtigkeit und Eigentum, unzerstörbare Würde des einzelnen Menschen, Chancengleichheit, Demokratie. »Manifest Destiny« diente dann – nach Schließung der »frontier« – als Rechtfertigung für die Herausbildung des »amerikanischen Imperiums«.

Langfristig dürfte Amerika als Europas »Schutzmacht« zwar ausfallen, kurz- und mittelfristig gesehen könnte es durchaus noch einmal zu einem Aufblühen amerikanischer Heilsvisionen und dem entsprechenden Druck auch auf das »Alte Europa« kommen, sich amerikanischem »leadership« zu fügen. Die Weltmacht Amerika wird sich nicht so ohne weiteres von ihrer Rolle als »einzige verbleibende Supermacht« verabschieden. Der von Huntington vorausgesagte »Zusammenprall der Kulturen« könnte insoweit Realität werden, als das radikalindividualistische, letztlich auf dem »American Creed« beruhende Modernisierungsprogramm tatsächlich noch einmal kulturimperialistisch auf die ganze Welt ausgreift. Die zu Zeiten von Aufklärung und Französischer Revolution entwickelte Leitidee der universellen Menschenrechte dient ja bereits in der Gegenwart als Legitimation der Selbstermächtigung zur globalen militärischen Intervention.

Gunnar Myrdal: *An American Dilemma. The Negro Problem and Modern Democracy*, Bd I, New York 1944.

Herfried Münkler:
*Imperien. Die Logik der
Weltherrschaft – vom Alten
Rom bis zu den Vereinigten
Staaten*, Reinbek 2005.

Über die Güte des Huntingtonschen Modells, insbesondere über seine fragwürdige Einteilung der Welt in antagonistische Kulturreale läßt sich trefflich streiten. Die Kritiker der Huntingtonschen Thesen machen es sich jedoch allzu leicht, wenn sie sich alleine auf seine Kulturreale kaprizieren und deswegen glauben, seine Kernbotschaft abtun zu können, daß nämlich in der Gegenwart ein enormes Konfliktpotential zwischen der »Kultur« der vom Westen vorangetriebenen säkularen marktradikal-marktliberalen Heilslehre und jenen Kulturen besteht, die sich der Annahme dieser Heilslehre verweigern. Die tiefere Ursache dieses Konflikts liegt eben nicht darin, daß die eine Welt modern ist und die andere nicht und daß die andere Welt sich gegen den angeblichen Versuch des Westens wehrt, ihr die Modernisierung aufzwingen zu wollen. Huntington betont in *Clash* immer wieder, daß die nichtmoderne Welt sich zwar modernisieren will, aber nicht verwestlichen! Nur ein auf das moderne Individuum und seine Privatkultur verengter Blick kann diesen real existierenden Weltkonflikt übersehen.

Weltanschauungen können machtpolitische Konsequenzen haben, wie der russisch-georgische Krieg deutlich sichtbar macht. In einer Zeitungskolumne der *Washington Post* vom 11. August 2008 schrieb der zu den amerikanischen Neokonservativen zählende Politikwissenschaftler Robert Kagan (damals noch Berater von Präsidentschaftskandidat John McCain), der Beginn des Kaukasienkrieges zwischen Rußland und Georgien am 8. August 2008 markiere den Beginn einer neuen welthistorischen Epoche, nämlich die Rückkehr zur alten Machtpolitik des 19. Jahrhunderts. Die zur gleichen Zeit stattfindenden Olympischen Spiele in Peking zeigten, daß auch China den ihm zustehenden Rang in der Welt einnehmen will. Bedeutender für die Weltlage als der Wiederaufstieg der beiden kontinentalen Großmächte China und Rußland ist jedoch die Tatsache, daß derzeit nur noch die Großmacht USA auf ein weltrevolutionäres Ideologie-Programm verpflichtet ist, in dessen Namen auch US-Kriegsschiffe vor den Schwarzmeerküsten kreuzen. Moskau und Peking betreiben im Grunde eine klassische, von nationalen Interessen geleitete Politik, die auch auf Werten wie Ehre, Patriotismus und Stolz gegründet ist. Was Kagan jedoch nicht wahrhaben will, ist die Tatsache, daß Washington mit missionarischem Eifer das liberal-kapitalistische Heilsprojekt verfolgt, die Welt im Zeichen von Freiheit und Demokratie zu homogenisieren und daß ein »Zusammenprall der Kulturen« unausweichlich ist, solange die USA im Zeichen dieser Weltanschauung Politik betreiben – gleich unter welchem Präsidenten.

Walter O. Ötsch u. Jakob
Kapeller: *Neokonservativer
Marktradikalismus. Das
Fallbeispiel Irak*, in:
*Internationale Politik
und Gesellschaft* 2/2009,
S. 40–55.

Die amerikanische Politikwissenschaftlerin Marcia Pally bringt diese Weltanschauung in einem Meinungsartikel für *Die Zeit* vom 10. Juli 2008 unter der Überschrift »Europas Selbstbetrug« auf den Punkt: Wirtschaftlicher Liberalismus – so der feste Glaube in den USA – nutze nicht nur Amerika, sondern auch seinen Handelspartnern. Mehr noch: Er beschere allen Beteiligten Freiheit – wenn nicht sofort, dann später. »Sowohl der Liberalismus als auch die Freiheit förderten den Frieden – und dieser den Handel. Umgekehrt werden illiberale Wirtschaftsformen als existentielle Bedrohung wahrgenommen, als Gefahr nicht nur für den Handel, sondern auch für die Freiheit Amerikas.« Die USA als auserwählte Nation rechtfertigen daher die globale Expansion ihres weltrevolutionären »One World«-Projekts, im Glauben, anderen Völkern und Kulturen, ob mit oder gegen deren Willen, die Segnungen der westlichen Zivilisation und Freiheit bringen zu müssen.

Wie lange gilt dies noch? Im Oktober 2002 machte ich mit der Archäologin Ellen A. Kelley einen Ausflug zum Big-Bend-Nationalpark in Texas. Wir fuhren auf amerikanischer Seite am Rio Grande die Grenze entlang und stiegen immer wieder aus, um die herrliche Landschaft, den Fluß und die Berge zu bewundern. Irgendwo zwischen Lajitas und Redford sahen wir, wie sich im Fluß zwei Punkte bewegten – von mexikanischer Seite aus auf das US-Ufer zu. Wir wurden zu Zeugen eines illegalen Grenzübertretts.

Während Amerikas alte Eliten im Irak und Afghanistan und sonstwo noch damit beschäftigt sind, die Welt nach amerikanischem Bild umzuschaffen, verändert sich Amerika selbst demographisch und kulturell – täglich, nächtlich, unaufhaltsam. Europa sollte sich rechtzeitig auf die Folgen einstellen und sich stärker auf seine eigenen Interessen besinnen.

Frau Kelley und ich haben damals den Einwanderungsbehörden unsere Beobachtung nicht gemeldet.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN
978-3-902475-73-2
Dirk Bavendamm
DER JUNGE HITLER
Korrekturen an
einer Biographie
1889-1914
592 Seiten, 12
Seiten Bildteil, Hc.
€ 29,90

Die vielfältigen geistigen Einflüsse in der Kindheit und Jugend Adolf Hitlers sind in den bisherigen Biographien

generell zu wenig beachtet worden. In dieser akribischen Studie gelingt es dem Autor, auch manches Fehlurteil über die Wurzeln von Hitlers Weltanschauung zu korrigieren, zu dessen Entstehung dieser freilich selbst beigetragen hat. Welchen Einfluß übten Schopenhauer und Gustav Mahler, Wagner und Nietzsche, der Sozialistenführer Victor Adler und der christlich-soziale Bürgermeister Karl Lueger auf das Denken des Heranwachsenden aus?



ISBN
978-3-902475-68-8
Stefan Hug
HOLLYWOOD GREIFT AN!
Kriegsfilme machen
Politik ...
180 Seiten, Hc.
€ 19,90

Filme aus Hollywoods Traumfabrik dienen nicht nur der Unterhaltung – sie machten auch Politik. In Kriegszeit

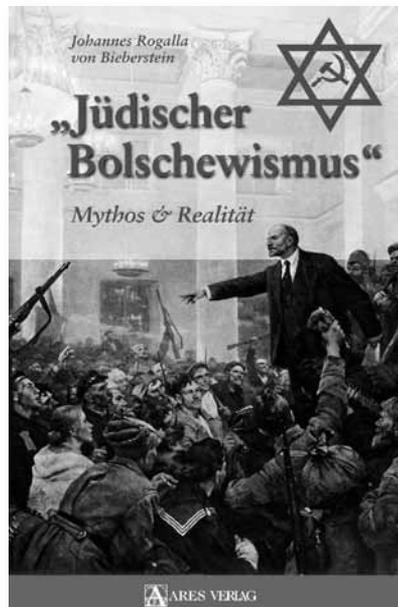
stimmen sie das Volk auf die Auseinandersetzungen ein, verteidigten die eigenen Ziele und verteufelten den Feind. In beiden Weltkriegen, im Korea-, Vietnam- oder im Irak-Krieg, im Kalten Krieg oder nach 9/11, sollten Filme wie „Casablanca“, „Top-Gun“ bis hin zu „Inglourious Basterds“ die Menschen motivieren und ihnen eine gültige Interpretation der Geschichte liefern. Der Autor zeigt, wie Hollywood viele seiner Filme politisch instrumentalisierte.



ISBN
978-3-902475-76-3
Wolfgang Schaarschmidt
DRESDEN 1945
Daten • Fakten • Opfer
Mit einem Vorwort
von Friedrich Karl Fromme
**völlig überarb. und
akt. Neuauflage,**
235 Seiten,
Bildteil, Hc.
€ 19,90

Der alliierte Luftangriff, der die an

Kunstschatzen reiche Stadt Dresden am 13. und 14. Februar 1945 heimsuchte, gehört zu den schrecklichsten Kapiteln des Luftkriegs im Zweiten Weltkrieg. Wolfgang Schaarschmidt, einer der bekanntesten Forscher zum Thema Dresden 1945, hat das Inferno von Dresden selbst miterlebt und aufgrund von historischen Quellen die Ereignisse nachgezeichnet. Er nennt aktualisierte Zahlen und Fakten, die in der Vergangenheit nicht selten für politische Streitigkeiten mißbraucht worden sind. Mit einem Beitrag des Dresdners Gert Bürgel zum Thema „Tiefflieger Dresden 1945“.



ISBN
978-3-902475-75-6
Johannes Rogalla
von Bieberstein
**JÜDISCHER
BOLSCHEWISMUS**
Mythos und
Realität
Mit einem Vorwort
von Ernst Nolte
296 Seiten, Hc.
€ 24,90

Über die Bedeutung des „jüdischen

Bolschewismus“ als eine der wichtigsten Grundlagen des Antisemitismus der Zwischenkriegszeit und später des Nationalsozialismus ist viel spekuliert worden. Einerseits war der Sozialismus an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert mit seiner Verheißung der Gleichheit zweifellos attraktiv für viele Juden. Andererseits diente die grausame Realität der kommunistischen Diktatur in der Sowjetunion als Grundlage für Verschwörungstheorien. Bieberstein beschreibt diese Spannungen in seinem viel diskutierten Buch.

ARES VERLAG
www.ares-verlag.com

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.b.H., Hofgasse 5, A-8011 Graz,
Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612,
E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Entkommen – Thilo Sarrazin

von Alexander Röhlig

Zwei Monate sind vergangen, seit das Kulturmagazin *Lettre Internationale* in seiner Ausgabe zum 20. Jahrestag des Mauerfalls ein Interview mit Thilo Sarrazin (SPD) veröffentlicht hat. Dieses Interview schlug Wellen bis in die Führungsspitze des Zentralrats der Juden und auf die Redaktionsstufe jeder einzelnen deutschen Tageszeitung. Für einen Moment sah es so aus, als würde der »Fall Sarrazin« enden wie zuvor der Fall Martin Hohmann oder der Fall Eva Herman – in der Tabuisierung der Inhalte und der Statuierung des »Exempels Sarrazin«, zur Strafe für ihn selbst und zur Abschreckung für jeden, dem ähnliche Äußerungen vorschweben könnten.

Jedoch: Die Tabu-Wächter sind gescheitert. Sarrazin hat mittlerweile zwar als Spitzenbeamter der Bundesbank einen anderen Zuständigkeitsbereich zugewiesen bekommen, aber seine Aussagen sind weiterhin Gegenstand einer Debatte, und auch über die Art, wie mit ihm und seinen Worten verfahren wurde, wurde öffentlich diskutiert.

Was hat Sarrazin eigentlich gesagt? Der Skandal entzündete sich an wenigen Wendungen aus einem Gespräch, das sich in seiner gedruckten Form über fünf hochformatige und engbedruckte Seiten zieht und die Situation Berlins zwanzig Jahre nach dem Mauerfall zum Thema hat:

»Eine große Zahl an Türken und Arabern in dieser Stadt, deren Anzahl durch falsche Politik zugenommen hat, hat keine produktive Funktion, außer für den Obst- und Gemüsehandel, und es wird sich vermutlich auch keine Perspektive entwickeln.

Berlin ist belastet von zwei Komponenten: der Achtundsechzigertradition und dem Westberliner Schlampfaktor. Es gibt auch das Problem, daß vierzig Prozent der Geburten in der Unterschicht stattfinden.

*Klasse statt Masse.
Interview mit Thilo Sarrazin, in: Lettre
Internationale 86 (2009),
S. 197–201.*

Je niedriger die Schicht, um so höher die Geburtenrate. Die Araber und Türken haben einen zwei- bis dreimal höheren Anteil an Geburten, als es ihrem Bevölkerungsanteil entspricht. Große Teile sind weder integrationswillig noch integrationsfähig. Die Lösung dieses Problems kann nur heißen: Kein Zuzug mehr, und wer heiraten will, sollte dies im Ausland tun. Ständig werden Bräute nachgeliefert.

Es ist ein Skandal, daß die Mütter der zweiten, dritten Generation immer noch kein Deutsch können, es allenfalls die Kinder können, und die lernen es nicht wirklich. Es ist ein Skandal, wenn türkische Jungen nicht auf weibliche Lehrer hören, weil ihre Kultur so ist. Integration ist eine Leistung dessen, der sich integriert. Jemanden, der nichts tut, muß ich auch nicht anerkennen. Ich muß niemanden anerkennen, der vom Staat lebt, diesen Staat ablehnt, für die Ausbildung seiner Kinder nicht vernünftig sorgt und ständig neue kleine Kopftuchmädchen produziert. Das gilt für siebzig Prozent der türkischen und für neunzig Prozent der arabischen Bevölkerung in Berlin.

Die Türken erobern Deutschland genauso, wie die Kosovaren das Kosovo erobert haben: durch eine höhere Geburtenrate. Das würde mir gefallen, wenn es osteuropäische Juden wären mit einem um 15 Prozent höheren IQ als dem der deutschen Bevölkerung. [...] Man muß davon ausgehen, daß menschliche Begabung zu einem Teil sozial bedingt ist, zu einem anderen Teil jedoch erblich.«

Es ist müßig, auseinanderzudifferenzieren, ob die »Empörungsmaschine« aufgrund des Inhalts oder des Tons solcher Worte angeworfen wird; sie läuft, wenn sie laufen soll, und sie lief bereits nach wenigen Tagen »auf Hochtouren«, wie es Frank Plasberg in seiner Sendung »Hart aber fair« vom 7. Oktober 2009 treffend formulierte. Und Thilo Sarrazin, ehemaliger Finanzsenator Berlins, ist tatsächlich eine Zielscheibe, die man leicht treffen kann: Vielen war leicht ins Gedächtnis zu rufen, daß er es war, der Hartz-IV Empfängern empfohlen hatte, sich wärmer anzuziehen, statt über hohe Heizkosten zu lamentieren.

Doch mit seinen Aussagen zur Nicht-Integrierbarkeit ganzer Einwanderersegmente schien auch Sarrazin an eine Grenze gestoßen zu sein. Indem er die Problem-Ausländer aufs Korn nahm, betrat er tabuisierten Bereich, und die Reaktionen kamen wie aus der Pistole geschossen: Kenan Kolat, Vorsitzender der Türkischen Gemeinde in Deutschland (TGD), hält Sarrazins Äußerung für »unerhört«, und die Fraktionsvorsitzende der Grünen, Renate Künast, sagte gegenüber der FAZ: »Sarrazins Menschenverachtung ist untragbar«. Die *Zeit* gab sogar die Titelseite her, damit Jörg Lau sein Urteil verhängen durfte: Sarrazin doziere »in schnoddrigem Ton [...] über die Mißstände des Einwanderungslandes Deutschland [...] Er kokettiert auch mit rechtsradikalen Denkfiguren [...] Wer die fünf eng bedruckten Seiten in *Lettre International* liest [...], steht verblüfft vor der Tatsache, daß ein prominenter SPD-Mann am rechten Rand entlangrante, während die konservativ-liberalen Koalitionäre über einer modernen Integrationspolitik brüten.« Den Gipfel aber erreichte sicher Stephan Kramer, Generalsekretär des Zentralrats der Juden: »Ich habe den Eindruck, daß Sarrazin mit seinem Gedankengut Göring, Goebbels und Hitler große Ehre erweist. Er steht in geistiger Reihe mit den Herren.«

Dieser Höhepunkt der Diffamierung, der so recht ein Abgrund ist, war aber bereits der Wendepunkt in diesem »Fall«: Kramer hatte die Faszismus-Keule ausgepackt, wo doch das Faszismus-Florett genügt hätte. Denn eigentlich lief alles wie immer: Da kommt jemand und sagt seine Meinung oder legt unbequeme Fakten dar. Die öffentliche Empörung ist groß. Man schreit nach Konsequenzen, am besten wäre es, der Ketzer verlöre seine Anstellung oder öffentliche Position, damit weder er noch ein möglicher Nachahmer je wieder auf den Plan trete. Was noch bei Martin Hohmann (ehemals CDU) und Eva Herman effektiv funktionierte, nämlich die öffentliche Stigmatisierung und Unterdrückung unbequemer Meinungen, das ist mit Sarrazin an seine Grenzen gestoßen.

Einer der Gründe dafür ist, daß nach und nach viele Prominente Sarrazin den Rücken stärkten. So führte der Deutschlandfunk am 5. Oktober 2009 ein Interview mit Hans-Olaf Henkel, dem ehemaligen Präsi-

Jörg Lau: *Unter Deutschen*,
in: *Die Zeit* 42/2009, S. 1.

ten des Bundesverbandes der Deutschen Industrie. Er sagte über Sarrazin: »Nicht das, was er gesagt hat, ist ein Skandal, sondern ein Skandal ist, wie die deutschen, die meisten deutschen Medien und viele politische Vorbilder mit ihm umgehen. Das ist nach meiner festen Überzeugung eine wirkliche Granate, denn hier wird erst mal ein Anschlag auf unsere im Grundgesetz doch zugesicherte Meinungsfreiheit vorgenommen; außerdem ist die Reaktion völlig kontraproduktiv, denn man hätte sich auch mit seinen Vorschlägen auseinandersetzen müssen, das hat man nicht getan; und drittens, und das ist eigentlich das Allerschlimmste: Wir werden hier Zeugen eines, wie ich finde, unglaublichen und schändlichen Vernichtungsfeldzuges gegen einen Menschen.« *Bild.de* zitierte den Politikforscher Professor Arnulf Baring: »In der Sache kann Sarrazin niemand widerlegen: Deutschland hat ein massives Problem mit Zuwanderern aus der Türkei und dem arabischen Raum! Nur: Im Lande der Leisetreter und der politischen Korrektheit wird jeder, der Klartext redet, gleich niedergemacht. Erbärmlich!« Und der Philosoph Peter Sloterdijk meldete sich im *Cicero* zu Wort: »Wir haben uns – unter dem Deckmantel der Redefreiheit und der unbehinderten Meinungsäußerung – in einem System der Unterwürfigkeit, besser gesagt: der organisierten sprachlichen und gedanklichen Feigheit eingerichtet, das praktisch das ganze soziale Feld von oben bis unten paralyisiert. [...] Man möchte meinen, die deutsche Meinungsbesitzer-Szene habe sich in einen Käfig voller Feiglinge verwandelt, die gegen jede Abweichung von den Käfigstandards keifen und hetzen.« Sloterdijk spricht von einer »Sklavensprache« und der Strafe, die demnächst auf Wahrheit stehen soll: »Existenzvernichtung«.

Peter Sloterdijk: *Aufbruch der Leistungsträger*, in: *Cicero* 11/2009, S. 94–107.

Wenn Sarrazin auch nicht mit Unterstützung durch Personen des öffentlichen Lebens rechnen konnte, so konnte er sich doch sicher sein, daß er mit seinen Äußerungen den deutschen Normalbürgern aus dem Herzen sprechen würde. Laut einer sogenannten repräsentativen Umfrage von TNS Emnid, die *Bild am Sonntag* in Auftrag gab, stimmen 51 Prozent der Deutschen den Aussagen Sarrazins zu. Vergleicht man diesen Wert jedoch mit zahlreichen anderen aus Internetforen oder Online-Portalen etablierter Medien, weiß man nicht mehr, ob man der Emnid-Umfrage ihre Repräsentanz noch abnehmen soll: Die Internetpräsenz der Zeitung *Die Welt* startete eine neue Umfrage, nachdem die erste über Nacht gefälscht und dann schließlich entfernt worden sein soll. Das Ergebnis dort: 71 Prozent halten die Kritik an Sarrazin nicht für gerechtfertigt. Und eine Umfrage auf *Bild.de* ergab 83 Prozent pro Sarrazin. Auch interessant sind die vielen positiven Leserbriefe, die die *FAZ* im Laufe der Debatte abgedruckt hat. Zwar sind sie nicht repräsentativ für die Deutschen, aber hier läßt sich ebenfalls eine Zustimmung von 80 Prozent für Sarrazin errechnen. Am 9. Oktober 2009 hatte Berthold Kohler, einer der Herausgeber der *FAZ*, bereits auf der Titelseite darauf hingewiesen: »Leserbriefe sind nicht die Frucht repräsentativer Befragungen. Doch zeigt der Posteingang einer Zeitung recht verlässlich an, ob ein Thema die Leser langweilt oder aufwühlt. [...] Aus den meisten der vielen Briefe, die die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* dazu erreichen, spricht Empörung – selten über Sarrazin, in großer Mehrheit aber über die Kritik an ihm. Der Tenor lautet: Da wird einer dafür geißelt und vielleicht sogar noch mit dem Verlust seines Amtes bestraft, daß er die Wahrheit gesagt hat.« Weiter heißt es dort: »Sarrazins Sekretariat wird in diesen Tagen Schwierigkeiten haben, die Zustimmung zu bewältigen. Alles kleine Nazis? Es schreibt vielmehr die politische Mitte, die es satthat, als fremdenfeindlich beschimpft zu werden, nur weil sie nicht länger mit den Dogmen eines gescheiterten Multikulturalismus traktiert werden will, für den jeder geschächtete Hammel eine kulturelle Bereicherung ist.«

Bertold Kohler: *Außerhalb des Korridors*, in: *FAZ* 23/4/2009, S. 1.

Diese Sätze berühren den wohl entscheidenden Punkt: Die erfahrbare Realität des multikulturellen Experiments gibt Sarrazin recht. Wer ihm zustimmen will, muß nicht zuvor dicke Bücher lesen, um seine Zustandsbeschreibung nachvollziehen zu können. Die breite Masse erlebt die multikulturelle Realität jeden Tag. Das ist ein entscheidender Unterschied zu dem, was etwa Eva Herman als Problembereich ansprach und woraus ihr ein Strick gedreht wurde. 2007 äußerte sie sich in einem Gespräch über ihr neues Buch zur Familienpolitik und stolperte dabei in ein Minenfeld: »Mit den 68ern wurde damals praktisch alles das, alles, was wir an Werten hatten, – es war 'ne grausame Zeit, das war ein völlig durch-

Eva Herman: *Das Prinzip Arche Noah. Warum wir die Familie retten müssen*, München 2007.

geknallter, hochgefährlicher Politiker, der das deutsche Volk ins Verderben geführt hat, das wissen wir alle, – aber es ist damals eben auch das, was gut war, und das sind Werte, das sind Kinder, das sind Mütter, das sind Familien, das ist Zusammenhalt – das wurde abgeschafft.«

In der daraufhin einsetzenden Medienkampagne hatte Herman mit dem Problem zu kämpfen, daß sie und ihre Verteidiger argumentativ stets weit ausholen und historische Einordnungen und Klarstellungen vornehmen mußten, letztlich also den differenzierten Blick auf die Geschichte einzufordern hatten. Die Anstrengungsbereitschaft des Durchschnittsdeutschen reicht dafür jedoch nicht aus. Dicke Bücher zu wälzen, um zu einem aktuellen Streitpunkt Stellung beziehen zu können, ist nun einmal nicht jedermanns Sache. Also verließ man sich auf die Medien, die ja als vierte Gewalt eigentlich kritische Aufklärung betreiben sollen. Daß diese kritische Aufklärung nicht gelang, sondern vielmehr schnurstracks zur einmütigen öffentlichen Hinrichtung mutierte, fiel nur denjenigen auf, die etwa den Fall Hohmann noch nicht vergessen hatten.

Dieses systematische Vorgehen gegen freie Geister hat Felix Menzel in seinem Buch *Medienrituale und politische Ikonen* in der Theorie beschrieben. Die »eingebübten Redewendungen, die unter verschiedenen Sprechern Solidarität hervorrufen«, nennt er Mikroriten: »Wer sich dem nicht fügt, wird ausgegrenzt.« Das funktionierte bei Herman und eingeschränkt auch noch bei Sarrazin. Das besondere an diesem Ausgrenzungsmechanismus ist, daß er keines offenkundigen Befehls bedarf, sondern von jedem Angehörigen der sogenannten »Zivilgesellschaft« mit gutem Gewissen im täglichen Sprechvorgang zur Anwendung gebracht wird: Wer einen Mikroritus begeht, lebt mit dem guten Gewissen, der allgemeinen Ordnung zuträglich gewesen zu sein.

Was kaum jemand bedenkt, ist jedoch, daß Mikrorituale die nächste Stufe vorbereiten: Mesorituale schaffen Hierarchien in Subkulturen und Systemen: »Im Journalismus und in der Politik haben Mesorituale insbesondere die Funktion, Ehrerbietung und sozialen Status anzuzeigen sowie Übergänge von einem Amt zu einem höheren oder niederen zu vollziehen«, schreibt Menzel. Zur Ausführung dieses Rituals kam es jedoch im Fall Sarrazin nicht mehr eindeutig: Seine soziale Ächtung kam den Normal-Deutschen sowieso, aber eben auch einer nicht geringen Zahl Prominenter fragwürdig vor. Die Mechanismen der Ausgrenzung und Ächtung sprangen nicht so richtig an, weil sie zu offensichtlich gegen die Erfahrungswirklichkeit der Menschen im multikulturellen Labor in Gang gebracht werden sollten. Die Wirklichkeit ist in diesem Sinne der Sand im Getriebe solcher Theorien. Der Stein, den Sarrazin aus der Mauer gebrochen hat, bleibt liegen. Das könnte irgendwann einmal im Rückblick als Startsignal für die Wiederaufnahme unterdrückter Debatten gedeutet werden. Hoffentlich.



Klingelklingel, die Post ist da.

Felix Menzel:
*Medienrituale und
politische Ikonen*,
Schnellroda 2009.

Gewalt gegen Deutsche – Auswahl 2009

von Benedikt Kaiser und Götz Kubitschek

Im August dieses Jahres wurde in Schöppingen, einer Gemeinde im Norden Nordrhein-Westfalens, der 18jährige Kevin erstochen. Die Ursache für die tödliche Messer-Attacke ist nach wie vor unbekannt. Ging der Tat ein Streit voraus, eine Auseinandersetzung, die vielleicht auch schon einige Tage oder Wochen zurücklag? Kannte der Täter sein Opfer, oder lief es ihm zufällig und zu einem verhängnisvoll falschen Zeitpunkt über den Weg? Fest steht, daß Kevin auf dem Nachhauseweg von einer Feier in einem nahegelegenen Park auf seinen Mörder traf, der mehrfach auf ihn einstach und dann floh. Das schwerverwundete Opfer schleppte sich zurück zur Feier und brach dort zusammen. Ein Notarzt versuchte zu reanimieren. Die Rettung schlug fehl, Kevin starb. Der Täter wurde im Zuge der eingeleiteten Fahndung an der Tür des Schöppinger Asylbewerberheims festgesetzt. Kevin war Deutscher, präzise ausgedrückt: ethnischer Deutscher. Der Täter ist ein Asylbewerber.

Der regionale Berichterstatter wmtv-online.de verschwieg in einem ersten Bericht zum Mord diese wichtige Tatsache nicht. Einen Tag später jedoch war nur noch eine gesäuberte Version zu sehen: Aus der »Wohnunterkunft für Asylbewerber« wurde »eine Wohnunterkunft«, und der Migrationshintergrund des Täters spielte nur noch indirekt eine Rolle: Die Presse verwies auf die Befürchtungen lokaler Politiker, dieser Angriff eines Ausländers auf einen Deutschen könnte verallgemeinert werden und in der Bevölkerung zuwanderungskritische Anschauungen hervorrufen. Vehement wurde betont, daß es sich um einen »Einzelfall« handle. Vor allem der Pfarrer der Gemeinde sorgte sich im Gespräch mit der Lokalpresse mehr um einen Anstieg der »Xenophobie« bei jungen Deutschen als um deren Sicherheit. Überregionale Medien berichteten über den Mord nur in den Randspalten oder gar nicht. Das ist regelmäßig anders, wenn ein Aus-

www.wmtv-online.de/regionale-news/newseinzelsichtregional/article/18-jaehriger-in-schoeppingen-erstochen-messer-verschwunden.html

Dieser Artikel wurde mittlerweile geändert, Originaltext noch hier: www.pi-news.net/wp/uploads/2009/08/Originaltext.jpg



München, Dezember 2007: Serkan A. (21) und Spyridon L. (18) prügeln den Rentner Hubert N., 76 fast zu Tode

länder auch nur angegriffen wird. So war der alltägliche Rassismus »der Deutschen« tagelang Thema, als im Sommer vor zwei Jahren einige Inder am Rande eines Stadtfestes im sächsischen Mügeln von aufgebrachten Bürgern in eine nahegelegene Pizzeria gejagt wurden. Keiner der Ausländer trug eine schwere Verletzung davon, dennoch war von einem Mob und von Ausländerhaß die Rede, und der sächsische Innenminister besuchte den Ort des Geschehens, um sich ein Bild von der Lage zu machen.

Das Messen mit zweierlei Maß ist in Deutschland beispielhaft. Täternamen werden in Artikeln eingedeutscht, die Herkunft kommt in der Berichterstattung nicht vor, Ausländerkriminalität als alltägliche Erscheinung des multikulturellen Experiments wird totgeschwiegen, und jede Tat soll ein »Einzelfall« sein. Es handelt sich jedoch eben nicht um die vielbemühten Einzelfälle, sondern um einen Trend. Gewalt gegen Deutsche ist ein wachsendes Problem, von dem fast jeder weiß, über das aber fast niemand öffentlich spricht.

Erst als im Dezember 2007 in einem Münchner U-Bahnhof ein Rentner von einem Türken und einem Griechen zusammengetreten und schwer verletzt worden war, schrieb Frank Schirmmacher in der *FAZ* über »Junge Männer auf Feindfahrt«. Diese jungen Männer hätten begonnen, »einen Feind zu identifizieren«. Es handle sich dabei um die Deutschen: »Es steht so nicht in den Lehrbüchern. Uns war historisch unbekannt, daß eine Mehrheit zum rassistischen Haßobjekt einer Minderheit werden kann.« Und weiter: »Die Polizei bestätigt, daß deutschfeindliche Äußerungen bei den Angriffen zunehmen.«

Die Deutschen – also wir – gelten wahlweise als »Scheiß-Deutsche«, »Scheiß-Nazis« und »Schweinefresser«, und Schirmmacher irrt sich, wenn er in solchen Verbalattacken den Angriff einer Minderheit gegen eine Mehrheit sieht: In jeder westdeutschen Stadt gibt es mittlerweile Viertel mit einer deutlichen deutschen Minderheit. Wer Geld und eine Ausweichmöglichkeit hat, räumt das Feld, übrig bleiben Deutsche ohne Lobby, also: ohne einen Inländerbeauftragten, der sich um sie kümmert. Dies wäre aber dringend notwendig, denn vor allem diese Deutschen werden von Schirmmachers »jungen Männern« als »Opfer« identifiziert und auch so bezeichnet. Es geht dabei nicht in erster Linie um Mord und Totschlag oder um schweren Raub. Das, wovon so viele Normalbürger wissen, kann als »Alltagsaggressivität« bezeichnet werden: Sie reicht von Unflätigkeit, Beleidigung und Demütigung sogenannter »Opfer« über verbale und körperliche Drohung bis hin zu Gewalttätigkeit, Körperverletzung und jener Form des kleinen Raubes, die in der Sprache der Täter »Abziehen« heißt. Es ist nicht leicht, solche Fälle zu dokumentieren. Wiederum die *FAZ* hat im Oktober und November dieses Jahres um Einsendungen ihrer Leser gebeten und in mehreren Artikeln die Alltagsaggressivität dokumentiert. Sie ist in ihrem Umfang in Interviews und Reportagen schon von Stadtteilbürgermeistern (Buschkowsky, Neukölln), Lehrern (Rütlichule, Berlin), Richtern und Staatsanwälten (Heisig und Reusch, Berlin) und Streifenpolizisten bestätigt und für nicht mehr kontrollierbar erklärt worden.

Wenn im Folgenden eine kleine Auswahl dieses Jahres abgedruckt ist, so handelt es sich um Fälle aus einer umfassenden Sammlung der Autoren. Sie sind alle über Internetverweise oder Druckausgaben von Zeitungen nachvollziehbar und geben Einblick in die bundesdeutsche Realität. Sie sind exemplarisch für die Bedrohung der Deutschen in einer aus den Fugen geratenden Gesellschaft, deren Multikulturalität in weiten Teilen nicht bereichernd ist, sondern »hart, schnell, grausam und wenig solidarisch« (Daniel Cohn-Bendit).

www.tagesspiegel.de/berlin/Polizei-Justiz-U-Bahn-Kriminalitaet-Schlaegerei;art126,2715383

Januar
24

Ein 30jähriger bittet drei Männer in einer Berliner U-Bahn, ihre Füße von der Sitzbank zu nehmen. Die Folge: Tritte und Schläge. Schließlich werfen die Täter den Mann am U-Bahnhof Hansaplatz aus dem zuvor eingeschlagenen Fenster auf den Bahnsteig. Das Opfer erleidet Prellungen und einen Nasenbeinbruch. Die Täter werden von der Polizei als »Südeuropäer« beschrieben, die Tat selbst ist in wenigen Zeilen unter der Rubrik »Vorfälle in Verkehrsmitteln« notiert.

www.fr-online.de/frankfurt_und_hessen/nachrichten/wiesbaden/1681292_Messerstecher-sitzt-in-Haft.html

Februar
23

Ein 17 Jahre alter Jugendlicher gerät in Wiesbaden mit einem alkoholisierten 15jährigen in Streit. Der Jüngere schlägt zuerst mit der Faust auf den Kontrahenten ein, wenig später setzt er sein Messer ein und verletzt das Opfer damit schwer im Bauchbereich. Der 17jährige muß operiert werden, sein Zustand ist über Tage hin kritisch. Die Polizei spricht von einem »deutschen« Täter »aus Wiesbaden mit pakistanischer Herkunft«.

www.bz-berlin.de/archiv/er-wurde-zum-moerder-weil-er-laut-musik-hoeren-wollte-article382536.html

Februar
26

Mit den Bässen seiner Musikanlage belästigt der »Rapper« Mohamed H. (19) (»Momoblack«) zehn Monate lang seine Mitbewohner eines Wohnhauses in Berlin-Neukölln. Andreas H., der behinderte Nachbar Mohameds, stört sich an den lauten Klängen. Ein klärendes Gespräch am Nachmittag wird zum folgenschweren Streit. Mohamed sticht seinem Opfer mehrfach in den Bauch. Andreas H. erliegt wenig später seinen Verletzungen. Im Vorfeld der Tat kam der Täter öfter in Kontakt mit der Polizei, da er auf Bitten der Nachbarn, seine Musik leiser zu stellen, nicht eingehen wollte. Allein seinem späteren Mordopfer Andreas H. trat der Täter zweimal die Türe ein – aus Verdacht, er könnte einer derjenigen sein, welche die Polizei alarmierten.

www.abendblatt.de/hamburg/article162477/14-Jaehriger-sticht-Jugendlichen-nieder-Koma.html

März
14

Bei einer Messerstecherei erleidet ein Jugendlicher (17) aus Norderstedt lebensgefährliche Verletzungen. Der erst 14-jährige mehrfach vorbestrafte Täter »Giorgio W.« hatte das Opfer zuvor beschuldigt, seine Tante überfallen zu haben, was diese bei der Polizei verneinte. Das Opfer erleidet einen lebensgefährlichen Leberdurchstich und muß zunächst ins künstliche Koma versetzt werden.

www.fr-online.de/frankfurt_und_hessen/nachrichten/frankfurt/1709076_NACHRICHTEN.html

März
31

Die Leiterin des Frankfurter Amtes für multikulturelle Angelegenheiten, Helga Nagel (62), die sich seit dem Jahr 2001 für die Belange der ausländischen Bevölkerung in der Mainmetropole einsetzt, wird auf dem abendlichen Nachhauseweg von fünf jungen Migranten aufgehalten, bedroht, schließlich zusammengeschlagen und ihrer Handtasche beraubt. Sie muß im Krankenhaus behandelt werden.

www.spiegel.de/panorama/justiz/0,1518,650860,00.html

Juni
12

20 Cent wollen sich zwei türkische Jugendliche (16 und 17) in einer Hamburger Fußgängerunterführung von einem 44-jährigen Niedersachsen »schnorren«. Als der Mann ablehnt, schlägt ihn einer der Täter unvermittelt nieder. Danach treten beide wild auf ihr Opfer ein. Der Mann erliegt drei Wochen später in einem Krankenhaus seinen schweren Kopfverletzungen. Die bereits polizeibekanntenen Türken werden am 15. Juni verhaftet.

www.abendblatt.de/hamburg/polizeimeldungen/article1074600/23-Jaehriger-stirbt-nach-Messerstich-in-Wandelhalle.html

Juni
27

Ein 23jähriger läuft durch die Wandelhalle des Hamburger Hauptbahnhofs. Dort trifft er auf einen 19jährigen »Südländer«. Die beiden geraten in einen Streit, den der Ältere nicht überlebt. Der Täter zieht ein Messer und sticht auf sein Opfer ein. Der 23jährige wird durch einen Stich in den Bauch lebensgefährlich verletzt, zwei Tage später erliegt das Opfer schließlich seinen schweren Verletzungen.

Drei junge Türken treffen im Bahnhof von Geislingen (Baden-Württemberg) auf einen 18jährigen Deutschen. Dieser trägt schwarze Lederstiefel, wodurch sich die Migranten so sehr provoziert fühlen, daß sie ihn auf dem Bahnsteig verprügeln. Das Opfer erleidet Kopf- und Gesichtsverletzungen sowie einen Knochenbruch.



Die Schrecken

Das Figurenfeld von Alois Wünsche- Mitterecker

Östlich von Eichstätt, im Hessental, zwischen Heidegras und Wacholderbüschen, erstreckt sich auf rund fünfzehn Hektar das schlicht als »Figurenfeld« bezeichnete Hauptwerk des Bildhauers Alois Wünsche-Mitterecker (1903–1975). 81 teils reliefartige, teils übermannsgroße, aus Portlandzement, Granitsplitt und Basalt gegossene Skulpturen schildern, an Goya erinnernd, die Schrecken des Krieges: Torsi, tote Kämpfer, Tierkadaver, Kriegsgesetz, abstrakte Figurationen. Ohne Auftrag und anfangs stark angefeindet, arbeitete Wünsche-Mitterecker seit 1958 an dem Werk, das erst nach seinem Tode fertiggestellt wurde und dennoch unvollständig blieb. Vielleicht weil es sich durch seine Lage jeder Vermarktung im weißen Kubus moderner Museen entzieht, ist es bis heute weitgehend unbekannt. Dabei muß Wünsche-Mitterecker den Vergleich mit anderen großen Künstlern seiner Zeit nicht fürchten. Thematisch und formal steht sein Werk u.a. Wilhelm Lehmbrucks »Gestürztem« (1916), Ossip Zadkines »Die zerstörte Stadt« (1951), Marino Marinis »Krieger« (1959) und Reiterskulpturen, Henry Moores »Falling Warrior« (1956) und »Glenkiln Cross« (1955), Albin Egger-Lienz' »Namenlosen« (1916) und »Finale« (1918) und Picassos »Guernica« (1937) nahe.

Für die Sezession fotografierte die Berliner Fotografin B.C. Richter das Figurenfeld. Rund 150 weitere Fotografien der Skulpturen finden Sie unter www.bcrichter.de.







Juli
12

Bülent H. und sein Bruder Ahmed kommen von einer Hochzeitsfeier und kehren in Begleitung weiterer Türken in ein Fastfood-Restaurant bei Bielefeld ein. Dort brechen sie grundlos einen Streit vom Zaun und schlagen zwei Gäste zusammen. Bülent H. tritt einem Bewußtlosen mit vollem Anlauf gegen den Kopf. Eine Videokamera hält die Tat fest, die Täter können überführt werden.

www.nw-news.de/owl/3246790_Dem_Opfer_keine_Chance_gelassen.html

September
7

Berliner Polizisten müssen sich gegen eine aufgebrauchte Menge zur Wehr setzen. Der Grund für die Attacken der 60köpfigen Migrantengruppe, die sich vorwiegend aus Arabern und Türken zusammensetzt, ist die vorhergehende Festnahme zweier Männer durch die Beamten. Die 18 und 19 Jahre alten Verhafteten haben zuvor in einer circa 15köpfigen Gruppe an einer Mariendorfer Kreuzung eine Gruppe von acht außer Dienst befindlichen Polizeibeamten ohne erkennbaren Grund attackiert. Ein 36-jähriger Polizist trägt hierbei durch einen Schlag mit einem Gegenstand eine Platzwunde davon. Außerdem wird ein 33 Jahre alter Beamter am Bein verletzt.

www.bz-berlin.de/tatorte/60-jugendliche-gehen-auf-polizisten-los-article576336.html

Als Verstärkung eintrifft, sammeln sich immer mehr junge Migranten, welche die Polizei mehrfach attackieren. Den insgesamt 30 eingesetzten Polizeibeamten gelingt es später, die Gruppe abzudrängen.

September
9

Ein 13jähriger Schüler ist auf dem Nachhauseweg in Berlin-Lichterfelde. Er sieht, wie ein 11jähriger von einem erst 14 Jahre alten Ausländer bedroht und geschlagen wird. Der Schüler beweist Courage und spricht den Täter an. Nun wird er selbst zum Opfer. Der Täter greift auch ihn an und verletzt ihn mit einem Messer schwer. Der Angreifer versucht nach der Tat zu flüchten, wenige Minuten später kann er aber von Polizeikräften gefaßt werden.

www.morgenpost.de/berlin/article167465/14-jaehriger-Junge-sticht-Kind-nieder.html

September
27

Ein 44jähriger Mann ist auf dem Nachhauseweg in Dinslaken. Er trifft auf zwei junge Männer, die eine Mülltonne umtreten und stellt diese zur Rede. Ohne jedwede Vorwarnung prügeln und treten diese nun auf ihn ein. Die Polizei, der die Täter entkamen, spricht von einem »südländischen Erscheinungsbild« der Schläger.

www.presseportal.de/polizeipresse/pm/65858/1482878/kreis-polizeibehoerde_wesel

Oktober
9

In den späten Abendstunden kommt es im Bochumer Stadtteil Langendreer zu einem Raubüberfall auf einen Bochumer (38). Nach eigenen Angaben geht der Mann gegen 23.30 Uhr über den Marktplatz. Dort trifft der 38jährige auf ca. sechs bis sieben männliche Jugendliche – augenscheinlich Türken, Marokkaner oder Libanesen. Diese greifen den Mann an, schlagen ihn zu Boden und treten solange auf ihn, bis er bewußtlos ist. Danach entwenden die Straßenräuber, die zwischen 16 und 17 Jahre alt sein sollen, dem Bochumer einen Rucksack, in dem sich mehrere Bierflaschen befinden. Durch den brutalen Überfall zieht sich der Mann schwere Gesichtsverletzungen zu, u.a. einen Kiefer-, Jochbein- und Nasenbeinbruch. Der 38jährige wird in ein örtliches Krankenhaus gebracht, wo er stationär verbleibt.

www.presseportal.de/polizeipresse/pm/11530/1491510/polizei-bochum

Oktober
31

In Schildesche bei Bielefeld wird ein 49jähriger Mann von vier Türken gestellt und mit einem Baseballschläger von hinten niedergeschlagen. Die Täter treten auf den am Boden liegenden Mann ein, der später von einem Rettungswagen ins Krankenhaus gebracht wird.

www.presseportal.de/polizeipresse/pm/12522/1503915/polizei-bielefeld

November
8

Weil er sich ein »deutsches Lied« wünschte, ist ein 36-jähriger Mann von drei Straßenmusikern verprügelt worden. Sie traten auf den Mann auch dann noch ein, als er am Boden lag und flüchteten, als Passanten einschritten. Die Musiker wurden als osteuropäisch-südländisch und zwischen 20 und 40 Jahre alt beschrieben.

www.mainpost.de/lokales/wuerzburg/Deutsches-Lied-gewuenscht-Strassenmusiker-verpruegeln-Passanten;art735,5356992

Sofskys Buch der Laster

von Erik Lehnert

Wer an der bequemen Grundüberzeugung rüttelt, der Mensch sei eigentlich von Natur aus gut, nur die Umstände würden es ihm in gewissen Situationen nicht ermöglichen, auch wirklich gut zu sein, muß sich auf zwei Reaktionen einstellen: Entweder wird er als Misanthrop, der das Böse herbeireden will, bekämpft oder er wird als Narr verlacht, weil sich Kulturkritik in Zeiten der Demokratie von selbst verbietet – es sei denn, es handelt sich um Wolfgang Sofsky. Er füllt mit seinen Büchern geschickt eine Leerstelle aus, die offenbar vorhanden ist, ohne deshalb den üblichen Verdächtigungen ausgesetzt zu sein.

Bekannt wurde Sofsky mit dem *Traktat über die Gewalt*, das sich phänomenologisch den menschlichen Abgründen näherte. Den eigentlichen Kern der Gewalt sah Sofsky in seiner kulturstiftenden Funktion: Weil wir uns gegenseitig bedrohen, schließen wir Verträge ab – in der Hoffnung, daß sich alle daran halten. Damit könnte die Geschichte zu Ende sein und die Utopie vom friedlichen Zusammenleben in Erfüllung gehen.

Der Grund für das Scheitern solcher Hoffnungen liegt im Menschen selbst. Die Resultate der Philosophischen Anthropologie lassen keinen anderen Schluß zu, egal ob man ihn als Mängelwesen, als weltoffenes oder exzentrisches Wesen auffaßt. Der Mensch ist aus »krummem Holz« (Kant) geschnitzt und kann sich sowohl von der Vernunft als auch dem Bösen leiten lassen. Die Charaktereigenschaften, die dafür verantwortlich sind, bezeichnet man als Laster. Das *Buch der Laster* (München: C.H. Beck 2009. 272 S, geb, 19,90 €) hat Wolfgang Sofsky geschrieben, um noch einmal eindringlich auf die Ursache menschlicher Schlechtigkeit hinzuweisen. Es ist weniger »das Böse« oder der gezielte Regelverstoß, der die Ordnung zum Einsturz bringt, als die ganz normalen und weitverbreiteten Laster und Unsitten, denen man oft auf den ersten Blick nicht ansieht, welche Folgen sich aus ihnen ergeben können.

Sofsky hat dazu den klassischen Katalog weit aufgefächert. Die sieben Hauptlaster (oft-

mals auch unter der Bezeichnung »sieben Todsünden« zu finden, was nicht ganz korrekt ist, da sie erst die Todsünden, etwa den Abfall vom Glauben, ermöglichen) erweitert Sofsky auf achtzehn Laster, die sehr unterschiedlich sind. So reicht das Spektrum von der Gleichgültigkeit über die Torheit und den Hochmut bis hin zur Grausamkeit. Die erste Frage wäre, wodurch sich diese Eigenschaften als Laster qualifizieren. Da der religiöse Hintergrund bei Sofsky vollständig ausgeblendet ist, muß es ein anderes Maß geben als das der gottgewollten Lebensweise und Tugenden. Bei Sofsky ist das Maß der Mensch – das Ich – und der andere Mensch und damit die Gemeinschaft. Jede dieser Eigenschaften ist Ursache für eigene Unfreiheit (man leidet an sich selbst oder den anderen) oder Zerrüttung der gesellschaftlichen Norm.

Die metaphysische Frage nach dem Bösen interessiert Sofsky dabei nicht. Er geht von einer konzentrierten Beschreibung des jeweiligen Lasters aus und versucht dann die Ursachen und Folgen dieser Eigenschaft nachzuverfolgen. In diesen knappen Charakterisierungen zeigt sich Sofskys sprachliche Meisterschaft. Vulgarität: »Nicht aus Unkenntnis, Gedankenlosigkeit oder Protest mißachtet der Rüpel die Etikette, sondern aus innerer Unfreiheit. Da er keinen Abstand zu sich hat, ist er jeder Neigung ausgeliefert. Fortwährend müßte er sich entschuldigen, bemerkte er nur, wie er andere beunruhigt, erschreckt, beleidigt.« Hochmut: »Ein wenig zu hoch trägt er die Nase, schwer lasten die Lider auf den Augen, müde betrachtet er, was vor sich geht, ein kurzes Aufblitzen, ein spöttisches Lächeln in den Mundwinkeln, dann wieder der Blick der Langeweile, der längst alles gesehen hat.« Die Laster grenzt Sofsky dabei gegen andere, läßliche Unsitten ab, so beispielsweise den Hochmut gegen Prahlerei und Selbstgefälligkeit. In anderen Fällen gelingt das Sofsky nicht so eindeutig: Wo verläuft die Grenze zwischen Geiz und Sparsamkeit? Der Grat, der zwischen einem bloßen Laster und der Möglichkeit einer daraus entspringenden außergewöhnlichen Leistung verläuft, ist



Pieter Bruegel d. Ä., Zeichnung zur »Lasterfolge«: Zorn (Ira), 1557

oftmals schmal: »Elite ist derjenige, der gering-schätzt, was ihm mühelos zufällt, und seiner nur würdig erachtet, was mit Anstrengung zu erreichen ist.« Entscheidend ist dann, wie er auf die »Minderleister« herablickt.

Damit wäre nicht mehr gewonnen als eine unterhaltsame und eindringliche Beschreibung der menschlichen Laster, in der man sich nicht selten wiederfindet. Es gibt graduelle Abstufungen, sowohl zwischen den Lastern als auch in der Intensivität, mit der eine Person einem oder mehreren Lastern frönen kann. Alltäglich sind nicht die Extreme, sondern die Anfälligkeit für das moralische Versacken überhaupt. Sofsky stellt gleich am Anfang fest: »Die moralische Verbesserung des Gattungswesens ist ausgeblieben. Die Hoffnung auf die Vervollkommnung des Menschengeschlechts, die einst zu den Grundpfeilern der modernen Ideologie gehörte, hat sich nicht erfüllt.« Daß es mit der Güte und Besonnenheit des Menschen nicht weit her sein kann, war die Grundüberzeugung der biblischen Überlieferung, die mit der Aufklärung in Frage gestellt wurde. Sofsky nennt als gängige Erklärungsmuster die Indifferenz gegenüber den eigenen Lastern und denen anderer, den Relativismus, der als Toleranz getarnt Unsitten akzeptiert und den Kausalismus, der moralische Entlastung verspricht, indem er auf Bedingungen des Handelns verweist, die wir nicht steuern können.

Aber die Welt geht nicht auf und Sofsky formuliert mit Nietzsche: »Was seine moralische Verfassung anbelangt, ist der Mensch mitnichten festgelegt. Er ist und bleibt riskant und gefährlich. Wegen seiner Zukunftsoffenheit bedarf er der Moral.« Moral versteht Sofsky dabei nicht als Gutsein, sondern als Abwehr des Bösen, insbesondere, um die Menschen vor Übergriffen anderer zu schützen. Sein Buch bezeich-

net er daher als »ein bescheidenes, negatives Programm zur Verteidigung der Freiheit«. Die »Kritik der Laster« will die Verwahrlosung und den Stumpfsinn aufhalten, ohne ihm ein positives Gegenprogramm entgegenzustellen – einfach aus der Erwägung heraus, daß die Natur des Menschen zu mildern, aber nicht zu ändern ist. Es liegt ein großer Unterschied zwischen der Gedankenlosigkeit, mit der unmoralisch gehandelt wird, und dem Vorsatz, sich den Normen der Moral ganz bewußt zu verweigern. Allen ist jedoch die Verantwortung für ihr Tun zugeschrieben: »Nicht die Pflicht, sondern die Verpflichtung gegen sich selbst, nicht die Norm, sondern der Charakter, nicht Absichten, sondern Haltungen lenken das Handeln der Person.« Insofern ist die Lasterhaftigkeit des Menschen von seinem Verhältnis zu sich selbst abhängig, was bedeutet, daß er den Lastern entsagen kann. Die Nichtfestlegung des Menschen hat in beide Richtungen bestand.

Sofsky legt dabei großen Wert auf die Verantwortung des Einzelnen für sein Handeln. Das setzt voraus, daß es ihm wirklich möglich ist, von den Lastern zu lassen. Und das nicht einfach durch eine abschreckende Strafe, die noch Kant für jeden empfahl, der meinte, er könne nicht anders, sondern durch Einsicht. Dennoch ist, wie Sofsky betont, das Projekt der Verbesserung gescheitert. Woran liegt das? Zweifellos an der Natur des Menschen, die offenbar einen Hang zum Laster und nicht zur Tugend hat. Wenn dies vergessen wird, nimmt der Ansporn ab, sich um das Gute zu bemühen, weil der Mensch sich in der ruhigen Gewißheit wiegt, von Natur aus zum Guten zu tendieren. Nicht umsonst, so Sofsky, gehört Leichtgläubigkeit »zu den Grundlagen moderner Demokratie«. Auch sie ist ein Laster.

Frieden mit Obama

von Thomas Bargatzky

Von Mitte September bis Mitte Oktober 2009 hielt ich mich als *Visiting Scholar* der Indiana University Bloomington in den USA auf. In diese Zeit fiel die Verleihung des Friedensnobelpreises an Präsident Barack Obama.

Dieses Ereignis, soweit es bei meinen Begegnungen mit US-Kollegen überhaupt zur Sprache kam, rief eher Verlegenheit als Begeisterung hervor, obwohl die geisteswissenschaftliche *academe* auch in den USA eher links steht – also, nach amerikanischem Selbstverständnis, mehrheitlich »liberal« ist. Eine aus Deutschland stammende Professorin, die schon seit über zwei Jahrzehnten in den USA lehrt und daher mit amerikanischen Verhältnissen gut vertraut ist, zeigte sich schockiert über die durch die Preisverleihung verstärkte Hetze und den Spott seitens der Republikaner und ihrer Anhänger in den TV-Leitmedien. Wegen seines Versuchs, die in Deutschland seit Bismarcks Zeiten selbstverständliche allgemeine staatliche Krankenversicherung einzuführen, steht der Präsident unter Dauerbeschuß. Der Nobelpreis, so die Kollegin, »war doch als Ermütigung gemeint«. Dennoch: Auch sie wollte oder konnte keine preiswürdige Leistung in Obamas noch nicht einmal einjähriger Amtszeit nennen.

Um besser zu verstehen, warum der Nobelpreis Obama eher schaden als nützen wird, sollte man einen Aufsatz des amerikanischen Politikwissenschaftlers Alan Wolfe lesen, der im Frühjahr 2007 in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Politische Philosophie in den USA – Rechte und Linke« in der Internet-Zeitschrift *Die Gazette* erschienen ist. Unter dem deutlich forscheren Titel »A Fascist Philosopher Helps Us Understand Contemporary Politics« wurde das Original bereits am 2. April 2004 in der Internet-Zeitschrift *The Chronicle of Higher Education* veröffentlicht, also gegen Ende der ersten Amtszeit von Obamas Vorgänger George W. Dennoch ist dieser Beitrag höchst aktuell: Carl Schmitt, nicht Leo Strauss, sollte eigentlich der Guru der Republikaner sein, meint Wolfe. Zwar sei es unwahrscheinlich, daß Schmitts Werk in diesen Kreisen bekannt ist. Gleichwohl sei der

Zeitgeist, in dem der Konservatismus in dieser Partei zur Blüte kommt, »durchdrungen vom Schmittschen Gedankengut. Schmitt bietet eine Erklärung insbesondere dafür, wie Konservative Liberale attackieren und warum Liberale sich so zögerlich dagegen verteidigen«. Die Politik kenne, nach Schmitt, nur zu vernichtende Gegner. Konservative (Republikaner) haben sich dieses Politikverständnis gründlich zu eigen gemacht. Wenn Schmitt recht hat, dann gewinnen die Konservativen (in den USA) so gut wie jede politische Schlacht, denn sie sind die einzige wirklich politische Kraft. Sie vermitteln den Eindruck, nichts könne sie aufhalten. Mit dem Gegner darf es keine Kompromisse geben; US-Konservative vertreten ihre Ideen daher, anders als Liberale, mit aggressiverer Selbstsicherheit.

Obama hat sich bisher nicht als tatkräftiger Präsident gezeigt. Um nicht als »Schwächling« zu erscheinen, und um den Republikanern Kompromißbereitschaft in Sachen Gesundheitsreform abzuhandeln, könnte er dem Druck seiner Generäle nachgeben und mehr Soldaten nach Afghanistan schicken. Diese Rechnung dürfte aber nicht aufgehen: Die Republikaner werden den Sieg in Afghanistan fordern und trotzdem die Gesundheitsreform und den Präsidenten weiter entschlossen bekämpfen. Obama könnte Gefahr laufen, dem Beispiel des glücklosen Lyndon B. Johnson zu folgen und seine Präsidentschaft zu ruinieren: Johnson war ja als Reformier im Inneren angetreten und hatte zuletzt über 500.000 Soldaten in einen aussichtslosen Krieg nach Vietnam geschickt.

Wird der Friedensnobelpreis Präsident Obama helfen? Mit Sicherheit nicht. Zu offenbar ist, aus republikanischer Sicht, die Absicht der »Weicheier« aus dem »alten Europa«. Der Kampf gegen den Präsidenten wird dadurch eher noch beflügelt. Vielleicht führt die Verleihung des Preises jedoch dazu, die Besetzung des Komitees und die Vergaberichtlinien einmal einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, damit sein Ruf nicht noch mehr Schaden erleide. Somit hätte diese Preisverleihung dann zu guter Letzt ja doch noch ihr Gutes.



Und die Männlichkeit stirbt nicht in der Welt ...

von Felix Menzel

Das Verlagshaus Gruner + Jahr hat im Oktober 2009 drei neue Männermagazine auf den Markt gebracht: *GalaMEN*, *Business Punk* und *BEEF!*. Im Mittelpunkt der Magazine stehen modebewußte Alleskönner, die ihren Frauen das Windelnwechseln abnehmen, passionierte Hobbyköche sind, aber trotzdem auf der Karriereleiter immer höher klettern. Die Titelgeschichte von *GalaMEN* dreht sich um Brad Pitt, der die Inkarnation dieses Typs sein soll.

Die konservative Flanke dieses Magazins deckt derweil eine Reportage von Marcus Luft über den ZDF-Moderator Steffen Seibert ab. Der 49jährige konvertierte Katholik lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Wiesbaden. »Werte wie Familie, Geborgenheit, Treue« seien ihm sehr wichtig, aber er genießt auch gerne mal das Leben und »tanzt bis morgens um fünf«. »Man kann sein Glück ruhig in der kitschigen Privatheit finden – die eigene Lässigkeit muß dadurch aber noch lange nicht verlorengehen«, faßt Luft Seiberts Lebensphilosophie zusammen.

Wesentlich aufschlußreicher als *GalaMEN* und das Männer-Kochmagazin *BEEF!* ist jedoch *Business Punk*. Dieses mit einer Auflage von 100.000 gestartete Magazin mit dem Motto »Work hard. Play hard.« ist vorrangig an Männer zwischen 25 und 39 adressiert, die anders sein und trotzdem jede Menge Kohle verdienen wollen. Business Punks würden sich mit Erfolg gegen Traditionen auflehnen, durch Extravaganz und Unkonventionalität Aufmerksamkeit auf sich ziehen und diese dann in Geld umwandeln, erklärt man uns in mehreren Artikeln. Richard Branson, der Gründer des Virgin-Imperiums, sei der Prototyp dieser Spezies. Das »Enfant terrible der britischen Wirtschaft«, dem unter anderem Fluglinien, Raumschiffe und TV-Anbieter gehören, habe »mit so viel unverschämter Lust Erfolg«, daß dies jeder aufstrebende junge Mann nachahmen müsse.

Diese Strategie wird in dem Heft fast durchweg als himmlisch einfach angepriesen. Nur an einer Stelle darf »Media Markt«-Gründer Walter Gunz aus der Reihe tanzen und mit »Gärtner-Konservatismus« die heile Welt der Business

Punks einrüben: »Jeder Querdenker muß sein Handwerk kennen, immer wieder an sich arbeiten. Es ist wie mit einem Garten, der nur schön ist, wenn man ihn ständig pflegt.«

Während die Mehrzahl der Texte in *Business Punk* Geld, Sex und Aufmerksamkeit als wichtigste Werte abfeiern, gelingt es Tomo Mirko Pavlovic mit einem Portrait über US-Präsident Barack Obama an den Kern der problematischen Züge des heutigen Männerbildes vorzudringen. »Barack Obamas Männlichkeit und Reife wirken befreit von allen testosterongesteuerten Egoattacken, federnd leicht und unangreifbar schwebt er von Termin zu Konferenz, in sich ruhend, fast unmenschlich beherrscht«, stellt Pavlovic zunächst fest. Außerdem wirke der erste schwarze US-Präsident selbstkritisch, lernfähig, intellektuell, »lasziv wie distanziert, stets lässig und streng zugleich«.

Obamas Popularität führt Pavlovic auf dessen »Dissimulation« zurück. Diesen Begriff verwendet er in Anlehnung an den Philosophen Jean Baudrillard, der darunter das ständige Leugnen und Verstecken eigentlich vorhandener Qualitäten verstand. Die meisten Politiker und Unternehmer würden männliche Macht und Dauerpotenz simulieren. Obama hingegen verberge seine Mächtigkeit hinter einer unschuldigen Maske, die ihn verhältnismäßig schwächling erscheinen läßt. Folgt man der Argumentation von Pavlovic, dann ist die Zurücknahme von Männlichkeit das Erfolgsrezept für das hervorragende Image des Friedensnobelpreisträgers 2009.

Das Problematische am heutigen Männerbild ist damit enttarnt: Gesellschaft und Öffentlichkeit wünschen sich Dissimulanten, die ihre wahren Qualitäten und Stärken verstecken. Männer sind gefragt, die alles können, dies aber nicht zu sehr betonen. »Obama deutet seine heimlich gezüchteten Muskeln nur an«, beschreibt Pavlovic die Maskerade des US-Präsidenten. Was gegenwärtig gerade vielen intelligenten Männern fehlt, ist der Mut, normal zu sein und das absurde Spiel der Dissimulation zu beenden. Nur indem man(n) so ist, wie man eben ist, strahlt man echte Authentizität aus und kann Wahrhaftigkeit verkörpern.

Warum Herta Müller?

von Frank Lisson

Bei allem Respekt: Hätte man letztes Jahr in irgendeiner deutschen Stadt Germanistik-Studenten gefragt, wer Herta Müller sei, hätte kaum einer auf die Schriftstellerin verwiesen. Vermutlich kann man in drei Jahren wieder fragen und ein ähnliches Ergebnis erzielen.

Derzeit jedoch ist alles anders: Im Sommer 2009 wurde bekannt, daß Herta Müllers neues Buch, *Atemschaukel*, für den Deutschen Buchpreis nominiert worden sei – wie üblich ein Text, den bis dato eigentlich noch niemand kannte. Der Deutsche Buchpreis, initiiert von den großen Verlagshäusern, dient dazu, Bücher und Autoren bekannt zu machen, die sonst nur wenige Leser finden würden. Er ist ein zusätzliches kulturbetriebliches Instrument zur Regulierung des Buchmarktes. Denn was der Betrieb bewirbt und in den Buchhandelsketten auslegt, wird automatisch gekauft und verbreitet.

Pünktlich zum zwanzigsten Jahrestag der Auflösung des »Ostblocks« erinnert Herta Müller also in der *Atemschaukel* an die Schrecken kommunistischer Herrschaft, und nun hat sie den Deutschen Buchpreis zwar nicht, dafür aber die weltweit höchste Literatur-Auszeichnung erhalten: den Nobelpreis. Wieso aber wird gerade ein solches Buch vom Betrieb protegert, das ausnahmsweise einmal die »anderen Lager« beschreibt, obwohl in unserem Gedächtnis doch eigentlich nur Platz für die »einen Lager« ist?

Man darf folgende Taktik dahinter vermuten: Indem Herta Müllers Beschreibung des Leids in den sowjetischen Konzentrationslagern so ins Rampenlicht gerückt wurde, hat der Betrieb seine Schuldigkeit diesen Opfern gegenüber getan und für einen gewissen »Ausgleich« gesorgt. Denn: »Der Literaturnobelpreis verschafft dabei vielleicht auch einer Perspektive Beachtung, die gegenüber den Holocaust-Erfahrungen bisher zurücktreten mußte.« (*Tagesspiegel* vom 9. Oktober 2009).

Daß der Kommunismus die mit Abstand größte Todes- und Erniedrigungsmaschinerie des 20. Jahrhunderts war, läßt sich heute einfach nicht mehr leugnen. Die Milieus, die auch im Westen so lange das Grausame am Kommunismus ignorierten, beginnen, sich dieser Tatsache zu stellen.

Gleichzeitig darf das alte Tabu, wonach eigentlich nur der »Faschismus« für das »richtig Böse« in der Welt verantwortlich sei, nicht berührt werden. Denn seltsamerweise geht vom Kommunismus nach wie vor ein beachtlicher »Zauber« aus, woran auch hundert Millionen Tote offenbar nichts ändern konnten. Wer seit den 70er Jahren im Westen mit dem Kommunismus kokettierte oder wenigstens genau wußte, daß der »wahre Feind« auf der anderen Seite stehe, hatte deutlich bessere Chancen, im Kulturbetrieb anzukommen als jemand, der die Sache kritischer sah.

Obwohl Antikommunistin, wurde Herta Müller vom Kulturbetrieb geduldet. Denn sie verstieß nie gegen die herrschenden Regeln, schämte sich für ihren SS-Vater und zeigte früh Distanz zu ihrer Volksgruppe, den Banater Schwaben. Sie wurde in Form von Preisen regelmäßig subventioniert, aber nicht spürbar in die Öffentlichkeit getragen. »Denn ihre Nachrichten aus der Angstwelt des Kommunismus berührten manche Kritiker allzu peinlich.« (Michael Naumann, *Tagesspiegel* vom 11. Oktober 2009)

Nun benutzt die den Kulturbetrieb dominierende Generation der »Sympathisanten« Müllers Buch dazu, sich über die höchste Auszeichnung gewissermaßen reinzuwaschen. Man übernimmt selbst die Rolle des Klägers, bevor das Thema von den »falschen Leuten« besetzt wird. So bleibt die alte Deutungshoheit erhalten. Aufarbeitung ist möglich, ja sogar erwünscht, solange sich die Kritik am Kommunismus in den richtigen Bahnen bewegt, das heißt, man selbst nicht mitangeklagt wird. Gut, man sei zwar naiv gewesen, damals, als man die Augen vor dem roten Terror verschloß und ihn häufig sogar deckte, aber das »richtig Böse« trägt trotzdem eine andere Farbe.

Vielleicht wollten diese Leute an Herta Müller jetzt etwas gutmachen. Sie empfanden leichte Gewissensbisse, nachdem sie sich auf den Horror, der für viele bis heute nur auf einem »Umsetzungsfehler« beruhte, nun endlich eingelassen haben. Sie mußten »offensiv« werden, um weiterhin die Kontrolle über die moralischen Machtverhältnisse zu behalten.

Willi Fährmann zum 80.

von Ellen Kositzka

Seit Jahren fällt auf, daß auf den Auswahllisten zum Deutschen Jugendliteraturpreis kaum noch deutsche Autoren auftauchen. Drum bleibt's meist beim Rückgriff auf Altbewährtes, wenn die Töchter nach Lektüre fragen.

Als wir in der siebten Klasse einen neuen Deutschlehrer bekamen, ließ er sich aufzählen, was wir Schülerinnen so zu Hause lasen. Die *Outsiders* standen damals hoch im Kurs, Morton Rhues *Die Welle*; auch Gudrun Pausewang und ihre Atomkraft-Werke sorgten für durchlesene Nächte und Alpträume. Der Lehrer nannte das alles »Sozialkitsch«, der den Geschmack verderbe und ohnehin nicht unter »Literatur« zu rubrifizieren sei. Nun stand sozialkritische Literatur aber auf dem Lehrplan. Wir lasen Willi Fährmanns Aussiedlergeschichte *Kristina, vergiß nicht*, und bei Fährmann bin ich dann ein paar Monate hängengeblieben.

Klassenlektüre meiner kleinen Schwester war acht Jahre später (also im Sozialkritik-Alter) dann schon Hans-Georg Noacks Koma-Sauf-Geschichte *Rolltreppe abwärts*, noch später las meine Älteste ein unsagbar schlechtes Buch mit Titel *Sonst bist du dran* (Thema: Mobbing) und (wohl-gemerkt: als Klassensatz!) ein Buch über ein Mädchen mit sogenanntem selbstverletzendem Verhalten, eine »Ritzerin«. Die – auch literarische – Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen und individuellen Problemlagen gehört zur Menschwerdung, zur umfassenden Bildung dazu. Der umgreifende Sozialkitsch jedoch, der in Büchern über schwangere Mädchen, aidskranke Jugendliche, homosexuelle *Coming Outs* und Asylantenschicksale seit den Siebzigern ans Kind gebracht wird, hat die Heranwachsenden verdrießlich gemacht, zumal die meisten Deutungswege zurückzuführen scheinen – nach »Hitlerdeutschland«.

Als eine der ersten hatte vor Jahren Anna, Tochter des ehemaligen Bundespräsidenten Johannes Rau, jenen Überdruß an oktroyierter »Vergangenheitsbewältigung« (heißt schlicht: Drittes Reich und Holocaust) öffentlichkeitswirksam beklagt. Ob im Konfirmandenunterricht oder in der Schule, »man spricht in fast allen Fächern darüber. Da stumpft man irgendwie ab.«

Gnädiger Schlußstrich für die Urenkelgeneration? Nein, warum auch – es wäre ungeschichtlich. Der Unterschied besteht zwischen moralintronkenem »die Leviten lesen« und einem geschichtsbe-wußten Lehrbeispiel. Hans Peter Richters Klassiker *Und damals war es Friedrich* von 1961 (mittlerweile, scharfer linker Kritik zum Trotze, in der 57. Auflage!) etwa wäre lesenswert. Oder eben vieles von Willi Fährmann. Der kleinere Teil seiner Jugendromane bezieht seinen Stoff aus jenen Jahren der deutschen Geschichte. Berühmt wurde Fährmann durch sein 1962 erschienenenes Buch *Das Jahr der Wölfe*, das die furchtbare Flucht einer Familie (die später durch weitere Bände zur Jahrhundert umfassenden »Bienmann-Saga« ergänzt wird, mehrfach preisgekrönt darunter *Der lange Weg des Lukas B.*) aus Ostpreußen thematisiert, ohne die Vorgeschichte zu verschweigen. Auch im hervorragenden Jugendroman *Der Mann im Feuer* (1989) dient der Nationalsozialismus als Zeitkolorit. Kinder denken in Kategorien von Schwarz und Weiß, Jugendliche darf man mit den Graustufen menschlichen Handelns konfrontieren: Wer hätte das wie Fährmann beherzigt?

Jubilar Fährmann wurde am 18. Dezember 1929 in Duisburg geboren, seine Vorfahren stammen aus Ostpreußen. Nach Jahren im jugendbe-wegten (und besonders dem katholischen) Wandervogel und einer Maurerlehre holte er auf der Abendschule das Abitur nach und begann in den fünfziger Jahren als Volksschullehrer zu arbeiten. 1963 wurde er als Schulleiter nach Xanten beordert, hier lebt (und schreibt) der Vater dreier Kinder (der bekannte Kameramann Tom Fährmann ist sein Sohn) noch heute.

Gold wert sind auch Fährmanns Nacherzählungen aus dem germanischen Sagenkreis, sein *Siegfried von Xanten* (1987) und *Wieland der Schmied* (1992) etwa. Oder die Parole »Geschichte erlebbar machen« – Fährmann gelingt's ganz vortrefflich in seinen »Oma«-Geschichten. Auch seine in Anekdoten gepackte aktuelle Autobiographie (*Das Glück ist nicht vorbeigegangen. Willi Fährmann erinnert sich*, Würzburg: Arena 2009., 18 €) ist ein Generationen-Buch im guten Sinne.

George-Metastasen

von Baal Müller

Vergangene Größe zu beschreiben ist Sache des Künstlers, während der Historiker mehr Erfolg bei der Darstellung des Verfalls hat. Der Künstler, der den Blick für das Wesentliche besitzt, wird stets das aus der Zeit hinausragende Außerordentliche darstellen, das Gültige sozusagen; der Historiker hingegen tut sich schwer mit dem Inkommensurablen: Noch so viele Entstehungsgründe mag er anführen, es bleibt der Eindruck, daß sich das Eigentliche stets entziehe.

Die lange Zeit der Auflösung hingegen, wenn die auseinanderstrebenden Kräfte nicht mehr für einen Augenblick in schöpferischer Faust zusammengeballt werden, ist die Domäne des Historikers. Das Zerrinnende zieht selbst schon die Furchen, denen der deutende Finger nachfolgen kann; die Verselbständigung des Materials von seiner Form ermöglicht Zergliederung, Vergleich, Aufsammlung und Neuordnung, und an den auch im Zerfall sich vorübergehend bildenden neuen Formen von Kunst oder Politik wird das Zeitbedingte leichter erklärbar: Am Tagesschriftsteller oder Durchschnittspolitiker läßt sich das »Wesen« einer Epoche besser erkennen als an dem, der seine Zeit übersteigt und jede Epoche zu immer neuen Deutungen herausfordert. Verfallszeiten sind interessanter als die »schönen« Augenblicke der Fülle.

Überlegungen dieser Art könnten Ulrich Raulff bewogen haben, nach all den in den letzten Jahren fast modisch gewordenen Darstellungen des Georgekreises eine umfangreiche Untersuchung über »Stefan Georges Nachleben« vorzulegen. Sein *Kreis ohne Meister* (München: C.H. Beck 2009, 544 S., 29,90 €) zeigt den Direktor des deutschen Literaturarchivs Marbach als ausgezeichneten Kenner seiner Materie, der den Biographien zahlreicher bekannter und unbekannter Gestalten, die oft eher an der Peripherie des Kreises angesiedelt waren, ihren Gemeinschaftsbildungen und Wirkungen bis in unsere Tage nachspürt. Seine Sprache ist unpräntiös und unterhaltsam, so daß man ihm eine gelegentliche Flapsigkeit gerne nachsieht; die Fülle des ausgebreiteten Materials ist so beeindruckend, daß man

über die bei derartigen Arbeiten unvermeidlichen Probleme der Auswahl hinwegsieht.

Jedoch stolpert man über Raulffs Begriff des Kunstwerks. Drei davon habe George nach Ansicht des Verfassers seiner »postumen Biographie« vor allem geschaffen: erstens seine Lyrik, zweitens seinen Kreis und dessen Subkreise, »ein ungeheures Mobile aus Menschen, Bildern und Ideen«, und drittens als »Meisterwerk der Dekomposition« den »Zerfall dieses Kreises, der sich freilich in Abwesenheit des Urhebers und gegen dessen Intention vollzog«.

Es gibt große Beispiele der Weltgeschichte für die Kunst des Sterbens – Jesus und Sokrates sind wohl an erster Stelle zu nennen –, aber kann man auch von einer »Kunst des Totseins« sprechen? Allenfalls dann, wenn man eine Kunstbetätigung anderer Künstler am Toten meint, etwa des Paulus an Jesus oder des Platon an Sokrates. Raulffs Buch, das er selbst als Essay bezeichnet und damit in die Mitte zwischen Kunst und Wissenschaft setzt, zeigt indes, daß solches Vermögen den Georgeanern, bei allem Willen, das meisterliche Erbe zu pflegen, gründlich abging. Entsprechend ist sein Buch auch keine »Gespenstergeschichte für Erwachsene« (Aby Warburg), sondern eine große, wenngleich ungewöhnlich gut lesbare Materialsammlung geworden, die mit interessanten Befunden im Detail aufwartet, nicht aber deutlich machen kann, warum gerade der Zerfall des Georgekreises ein Kunstwerk gewesen sein soll.

»Du spürst in allen / nur eine Lust: in Hoheit zu verfallen«, heißt es in Rolf Schillings Gedicht »Die Messingstadt« – hier aber, in den von Raulff so bezeichneten »Metastasen« des sich auflösenden Kreises ist von solcher Lust wenig zu bemerken. Ein Toter kann eben doch kein Künstler mehr sein, und seine Nachfolger waren entweder keine Künstler, oder sie gingen als solche andere Wege. Metastasen sind keine produktiven Bildungen, und reine Entropiezunahme ist das Gegenteil von Kunst. Vielleicht ist es aber symptomatisch für unsere Zeit, daß man gerade die Dekadenz zur eigentlichen Erscheinungsform der Kunst erklären möchte.

Marion Gräfin Dönhoff – 100 Jahre

von Karlheinz Weißmann

Vor einhundert Jahren, am 2. Dezember 1909, wurde Marion Gräfin Dönhoff geboren. Ihre Familie gehörte zu den alten Adelsgeschlechtern des deutschen Ostens, zuerst in Livland, dann in Preußen ansässig. Sie selbst war eine der einflußreichsten Journalistinnen der Nachkriegsjahrzehnte. Als sie 1946 in die Redaktion der neu gegründeten *Zeit* eintrat, hatte sie schon eine relativ turbulente Biographie, ihre oppositionelle Haltung gegenüber dem NS-Regime war ebenso bekannt wie ihre abenteuerliche (heute in einem problematischen Licht erscheinende) Flucht aus Ostpreußen im Januar 1945. Nach eigener Darstellung gehörte sie zum Umfeld des Kreisauer Kreises, besaß Kenntnis von den Vorbereitungen der Männer des 20. Juli und entging nur knapp der Verhaftung nach dem Scheitern der Erhebung. Sie galt als integer und schien zu jener Gruppe von Intellektuellen zu zählen, denen man in Westdeutschland nicht nur einen Neuanfang, sondern auch eine Vermittlung mit den gesunden Traditionen der Nationalgeschichte zutraute.

Die Auffassungen der Gräfin Dönhoff bewegten sich jedenfalls während der vierziger und fünfziger Jahre in einem mehr oder weniger präzise gesteckten Konsens. Das galt auch, als sie gegen den »Rechtsdrall« opponierte, den ihr Chefredakteur, Richard Tüngel, durchsetzen wollte und der in ihrer Kündigungsdrohung gipfelte, falls Carl Schmitt in der *Zeit* veröffentlichten dürfte. Erst in den sechziger Jahren wurde ein Kurswechsel spürbar, vor allem in der Deutschlandpolitik.

Bis dahin war »die Dönhoff« vor allem bekannt für ihre Kritik an Adenauers Konzept, da sie in der Westbindung ein Hindernis für jede operative Deutschlandpolitik sah. Die sollte ausdrücklich die Wiedervereinigung Gesamtdeutschlands zum Ziel haben, den Verzicht auf das Oder-Neiße-Gebiet lehnte sie noch 1959 entschieden ab. Mit dem Stimmungsumschwung nach dem Mauerbau änderte sich das, und Marion Gräfin Dönhoff gehörte zu den Journalisten, die nicht nur den »Machtwechsel« (Arnulf Baring) intellektuell vorbereiteten, sondern auch massiv Ein-

fluß nahmen, um die Anerkennung der Teilung und der polnischen Westgrenze wenigstens in den Köpfen der Bundesdeutschen durchzusetzen.

Wie viele ihrer Weggefährten mag sie darin anfangs eine bittere Notwendigkeit gesehen haben, wahrscheinlich sogar einen Ausdruck von politischem Realismus, aber allmählich wandelte sich diese Einschätzung, und gerade die Rückschläge der »Neuen Ostpolitik« führten zu einer moralischen Aufladung der eigenen Argumentation; Positionen, die sie bis dahin selbst vertreten hatte, etwa die Unerträglichkeit polnischer Geschichtsklitterung oder den verbrecherischen Charakter der Vertreibung, wurden von ihr jetzt zurückgewiesen und denunziert. Der Ton, in dem sie ihre Gegner abkanzelte, ließ erkennen, daß sie wenig davon hielt, die Werte Freiheit und Toleranz, die sie gerne beschwor, auch im Umgang mit Andersdenkenden zur Geltung zu bringen.

Marion Gräfin Dönhoff hat trotzdem – vor allem wegen der immer wieder durchscheinenden, spezifisch preußischen Färbung von Welt-sicht und Geschichtsbild –, auf Konservative eine widerwillige Anziehung ausgeübt, vergleichbar derjenigen Richard von Weizsäckers oder Christian Graf von Krockows. Die Anziehung rührte aus dem Stil der Herrin, dem scharf Autoritären, das noch in Kleidung und Gestik zum Ausdruck kam, dem, was ihr anhaftete von ostdeutscher und aristokratischer Tradition; der Widerwille war Reaktion auf die linke Attitüde, das Bedürfnis »dabei« zu sein, die Selbstgefälligkeit, die sogar dann noch ganz sicher auftreten ließ, wenn das gar nicht am Platz war, etwa im Hinblick auf ihre groteske Fehleinschätzung der Folgen linker Gesellschaftspolitik und der Entwicklung am Ende der achtziger Jahre, die zur Wiedervereinigung führen sollte.

Irrtümer einzugestehen, fehlte ihr die Größe, die Vorgänge, die ihrer Einschätzungsfähigkeit ein schlechtes Zeugnis ausstellten, verfolgte sie mit einer Mischung aus Mißvergnügen und Altersstarrsinn. Marion Gräfin Dönhoff starb am 11. März 2002, mit zweiundneunzig Jahren.

Portrait eines Geschichtsdenkens

Siegfried Gerlich: *Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkens*, Schnellroda: Edition Antaios 2009. 352 S., 22.00 €

Die Würdigungsliteratur, die bis in die frühen Jahrzehnte der Bundesrepublik ein wichtiges Element des Geisteslebens war, ist aus der Mode gekommen. Die Ehrfurcht, mit der man über Dichter und Denker sprach, war allerdings von mehr Kenntnis und Bildung durchdrungen als die das Geistesleben horizontal strukturierende und jedermann zustehende »Meinung«. Früher sprach, wer dazu berufen war. Siegfried Gerlich, in Hamburg lebender Pianist und freier Autor des Jahrgangs 1967, darf sich zweifellos berufen fühlen, eine Monographie über das Lebenswerk Ernst Noltes vorzulegen, in der er das geistige Profil des »Geschichtsdenkens« nachzeichnet. Es ist die einzige Darstellung dieser Art, die auch das letzte Jahrzehnt des immer noch produktiven Historikers einbezieht. Der ruhige und gelehrte Ton dieses Buches, das die Nolteschen Ideologie-Genealogien in die Tiefen der europäischen Geistesgeschichte zurückverfolgt, macht es zu einer vorzüglichen Einführung und Überblicksdarstellung. Die Abwehr, die Nolte seit dem Historikerstreit von 1986/87 zuteil wird, tritt als Gegenstand der Darstellung angenehm in den Hintergrund. Der Lärm ist gleichsam nur durchs geschlossene Fenster zu hören, und dabei passiert Erstaunliches: Ohne ein deutliches Bemühen des Autors, Noltes Positionen zu verteidigen, fragt sich der Leser am Ende erstaunt, warum ausgerechnet Nolte derart zur *persona non grata* der deutschen Geisteslandschaft hat werden können. Deutlicher als in Gerlichs Buch, aber im Einklang mit seiner Darstellung sei bemerkt, daß Nolte in mehrfacher Hinsicht vom Geist der Bun-

desrepublik geprägt war und ist, und das nicht nur als erklärter Anhänger des Liberalismus. Nolte hat die karthagische Niederlage des Deutschen Reiches im Zweiten Weltkrieg ganz zeitgenössisch als grundsätzliche »Daseinsverfehlung« interpretiert. Als erster in Deutschland vertrat Nolte »mit philosophischer Verve die Singularitätsthese«, die dann zur Basis der »negativen Identität« der Deutschen wurde. Nolte hat das jüdische Volk als Statthalter menschlicher Transzendenz gewürdigt. Ebenfalls in wohlmeinender Absicht hat er der Linken das welthistorische *prius* zugewiesen, womit jene die Rechte dazu verurteilt, unschöpferisch in der »Reaktion« zu verharren. Deshalb hat Nolte den Faschismus auch weitgehend als radikalkonservative Gegenrevolution gedeutet. Darüber hinaus hat er mit seiner Skepsis gegenüber der »praktischen Transzendenz« (letztlich ein Synonym für »Fortschritt«) in einer Weise vor der »Selbstüberschreitung« des Menschen gewarnt, wie es für Jahrzehnte Gemeingut der ökologischen Linken war. Und schließlich kann man den hypothetischen Charakter seiner Gedanken, seinen hermeneutisch geprägten Perspektivenreichtum, der auch seinem jüngsten Buch eignet, als eine Variante der zeitgenössischen mentalitätsgeschichtlichen Methode ansehen, die Nolte in politischer Hinsicht zu einem ausgesprochen vorsichtigen, ja skrupulösen Autor macht. All dies stellt Gerlich kenntnisreich dar. Wie aber kann Nolte angesichts dieser Einordnungen seit Jahrzehnten in Verdacht stehen, antisemitisch oder rechtsradikal zu sein? Gerlich gibt einen ersten allgemeinen Hinweis, wenn er sagt, daß nicht Nolte sich geändert habe, sondern das intellektuelle Milieu ab Mitte der achtziger Jahre veränderte Maßstäbe an sein Werk anlegt. Die Thesen, derer Nolte unter diesen neuen Bedingungen »schuldig« zu werden begann, waren offen-

bar nichts als »Abweichungen« innerhalb jenes ursprünglich gemeinsamen und sich dann verändernden Horizonts. Mit der Frage nach dem »rationalen Kern« des Zweiten Weltkriegs und des Hitlerschen Vernichtungsantisemitismus waren gleich zwei Tabus verletzt: Das stets behauptete weltgeschichtliche *prius* der Linken wollte man keineswegs auf die moderne Massentötung bezogen wissen, vor der auch »liberale« Kolonialmächte nicht zurückschreckten. Zweitens war mit der Frage nach dem »rationalen Kern« von Krieg und Massennord der geschichtspolitische Autismus aufgekündigt, der Deutschland zum mythischen Ursprungsland des Bösen stilisieren sollte, ohne jede Bezogenheit auf außenpolitische Faktoren. In Noltes Forderung nach »Gerechtigkeit«, nach einer Art regulärem Verfahren für Adolf Hitler, wurde ein Angriff auf die Konzeption jenes »antinationalen Nationalismus« vermutet, den mitzutragen Nolte sich – wie so oft im Ton beiläufig! – nicht bereit fand. Gerade dieses Konzept aber wurde von seinen Gegnern als intellektuelles Gegengewicht zur Wiedervereinigung installiert. Nachhaltig verübelt hat man Nolte auch die Tatsache, daß er überhaupt auf Chaim Weizmanns Brief vom August 1939 einging, worin der damalige Präsident des Zionistischen Weltkongresses Chamberlain mitteilte, daß die Juden im Kriegsfall an der Seite Großbritanniens stehen würden. Noltes philosemitischer Grundhaltung zum Trotz hat der bloße Verdacht des Antisemitismus ausgereicht, ihn aus dem deutschen akademischen Leben zu verbannen. Das Festhalten an historischen Existentialien und an der tragischen Seite der Geschichte, das enttäuschungsfesten Ideologen seit jeher aufstößt, mag erschwerend hinzugekommen sein. Man lese und staune trotzdem.

Andreas Krause Landt

Schöne Literatur

Dieter Wellershoff: *Der Himmel ist kein Ort*, Roman, Köln: KiWi 2009. 300 S., 19,95 €

Bei jedem mitteilenswerten Unglück auf deutschen Straßen, Schienen oder an Tagebaugruben betreuen geistliche Seelsorger vereint mit Psychologen und Sozialpädagogen die Davongekommenen und die Angehörigen. Gibt es dafür Lehrgänge, oder sind Pfarrer von Amts wegen in der Lage, jedem auf die ihm gemäße Art beizustehen? Der evangelische Pfarrer in Dieter Wellershoffs Roman steht ohne Zusatzausbildung bei, als er nächtlich zu einem Unfall gerufen wird: Ein Auto ist vom Weg abgekommen, Gattin und Kind sind ertrunken, während sich der Mann mit einem Sprung aus der Fahrertür retten konnte. Jetzt steht ihm der Seelsorger bei und weiß nicht, ob er ihn anfassen, trösten oder über die schreckliche Wirklichkeit unterrichten soll. Der Pastor macht von allem ein wenig, nur sein ureigenes Handwerkszeug, das Gebet, steht ihm nicht zur Verfügung: Es ist ihm zu formelhaft in dieser Situation. So unterscheidet sich der Geistliche in dieser Nacht in nichts vom profanen Berufsfürsorger; der Himmel scheint für ihn kein Ort zu sein, an dem sich in solcher Grenzsituation Halt finden ließe. Dieses Dilemma (oder: dieser Offenbarungseid) ist das Thema des Romans: Er ist eine Zustandsbeschreibung der sich selbst unsicheren Kirche und eines ihrer sich redlich mühenenden Vertreter. Die Unfähigkeit, ein festgefügtes Glaubensgebäude zu bewohnen, strahlt auf die Wortwechsel und Lebensentscheidungen des jungen Pastors aus. Während er seinen Beistandsauftrag fortzusetzen versucht, muß er immer wieder die plausible Version des Unfall-Hergangs zugunsten einer neuen, differenzierteren, nicht festgefügtten Perspektive aufgeben. Weil er sich seine Unvoreingenommenheit nicht

nehmen lassen möchte, steht er bald in offenem Gegensatz zur vermögenden, kirchennahen und von einem Mord überzeugten Sippe der ertrunkenen Frau, die an der Komplexität der Vorgeschichte kein Interesse hat. Wo wäre Halt zu finden? Bei einem Freund und dessen Frau, zu deren Hochzeitstag er eingeladen ist und deren Eheglück an diesem Abend auf ihn ausstrahlt, obwohl er um die Brüchigkeit auch dieser Bindung weiß? Wellershoffs unbehauster Pfarrer lebt ziemlich kraftlos im noch immer uneingerichteten Pfarrhaus: »Für seine Wohnung im ersten Stock hatte er ausrangierte Möbel seines Vorgängers übernommen und sie mit wenigen eigenen Möbeln zusammengestellt.« Dieses stilunsichere Sammelsurium paßt nicht zum Selbstanspruch »seiner Studienkollegen, die sich gerne als eine Generation von Neuerern verstanden hätten, aber natürlich wußten, daß vor Ort in den Gemeinden viele fortschrittliche Neuerungen und Aktivitäten auf sie warteten, so daß nicht mehr viel Spielraum für weitere Projekte blieb.« Die Kirche als »florierender Betrieb« in Konkurrenz mit anderen florierenden Betrieben, in denen man ein altruistisches Bedürfnis und zivilgesellschaftliches Engagement ausleben kann. Es gibt, neben einer hilflosen Briefliebe, eine theoretische Verdichtung gegen Ende des Romans: Der Pastor besucht einen Kongreß, der sich mit der Rolle der Kirche in einer säkularen Welt beschäftigen soll. Als der Veranstaltungsleiter in seiner Rede davon spricht, daß man »die Seelsorge kritischen multiperspektivischen Ansichten ihrer selbst auszusetzen« vorhabe, ist klar, daß die Teilnehmer keine Stärkung im Glauben, sondern seine Infragestellung zu erwarten haben. So kommt es auch, verdichtet in einem Wortwechsel zwischen einem »multiperspektivischen« Generalisten (»Das Urchristentum und das der Kreuzzüge und unser sozialpädagogisches Christentum unterscheiden sich ge-

waltig«) und einem Theologen der alten Schule (»Aber die Kraft eines wahren Gedankens setzt sich unter wechselnden historischen Bedingungen immer wieder durch«). Der junge Pastor verläßt den Kongreß nach einem halben Tag. *Der Himmel ist kein Ort* ist kein hämisches Buch. Es zeichnet einen Autor von vornherein aus, wenn er sich nicht über seinen Betrachtungsgegenstand lächerlich macht, obwohl es naheliegt.

Reinhard Kaiser-Mühlecker: *Magdalenaberg*. Roman, Hamburg: Hoffmann und Campe 2009. 224 S., 20 €

Der junge Österreicher Kaiser-Mühlecker hat auch hier (Heft 24/2008) für seinen Debütroman *Der lange Gang über die Stationen* viel Lob erhalten. Sein zweites Buch enttäuscht: Ein junger Mann kommt nicht recht los vom elterlichen Hof und deshalb nie wirklich woanders an. Sein Bruder ist konsequenter und geht endgültig, um nach einigen Jahren in Wien von einer Straßenbahn überrollt zu werden. Ihm wird nachgetrauert. Derweil macht sich eine Laptop-Besitzerin in der Wohnung breit, es gibt Schnaps, es wird viel geschwiegen, und dann geht die Frau wieder. Das ist ein postpubertäres Herumgesitze vor einem leeren »Quartett«, ein Herumgeschweige in Gesellschaft. Ja nun, möchte man sagen, der Kerl braucht seine Heimat. Die ist dort, wo man sich nicht erklären muß und schweigen darf. Im Wirtshaus etwa: »Es war, wie es immer gewesen war. Ab und zu fiel ein Name, der in mir klang. Niemand fragte mich etwas.« Vermutlich ist *Magdalenaberg* ein Roman darüber, daß man sich für einen Ort entscheiden muß, um der Vorläufigkeit zu entkommen – ein Heimatroman also. Aber diese Zuordnung macht ihn leider nicht besser.

Götz Kubitschek

Freiheitsbeschränkungen

Ilija Trojanow, Juli Zeh: *Angriff auf die Freiheit. Sicherheitswahn, Überwachungsstaat und der Abbau bürgerlicher Rechte*, München: Hanser 2009. 171 S., 14,90 €

Dieses Buch ist ein Showkampf. Man staunt, wie selbstgerecht das heikle Thema »Freiheit« auf Zweitrangiges reduziert werden kann. Wer die Autoren kennt, hätte vielleicht ein kluges Buch erwartet. Doch es gleicht einer Inszenierung: Gewitzt, laut und im Kern reichlich heuchlerisch. Der Inhalt ist schnell erzählt: Nach den Anschlägen vom 11.09. werde uns allen Angst vor Terroristen gemacht, damit der Staat seine Bürger zukünftig komplett kontrollieren könne. Zeh und Trojanow zeigen auf, was jeder weiß: Wir sind auf dem Weg in den »totalen Überwachungsstaat«. Der flotte Erzählstil täuscht jedoch nicht über die naive, teils dümmliche Wertung der

Dinge hinweg. Im Geschichtsrückblick heißt es etwa: »Als König oder Tagelöhner kam man zur Welt, ohne Chance, durch persönliche Anstrengung etwas an der eigenen Situation zu ändern.« Demnach hätte es einen Leonardo, Winkelmann oder Napoleon nie geben dürfen ... Wer zweifelt, ob nicht er es sei, der irre, wenn er mit Widerwillen auf den normierten Kulturbetrieb blickt, geht aus dieser Lektüre gestärkt hervor. Trojanow und Zeh irren nämlich nie. Leute wie sie stehen zu allen Zeiten auf der richtigen Seite. Und fühlen sich dennoch ständig vom »Staat« bedroht und verfolgt, auch wenn sie selbst eifrig mitspielen. Darin liegt die Verlogenheit aller Hofschreiber: Sie deuten auf eine relativ abstrakte Gefahr, um die konkrete, die von den eigenen Machtkartellen ausgeht, nicht sehen zu müssen. Das Buch ist ein Buch von Sozial-Demokraten für Sozial-Demokraten. Es zeigt das Denken von Wichtigtuern, die

kaum wissen, was »Freiheit« ist, da sie deren Grenzen nie getestet haben. Als Salonrebellin gefällt sich besonders Zeh: »Gefährlich leben« wollen im Schutz der eigenen Linientreue. Zeh wird nicht müde, für die SPD Wahlwerbung zu machen, für jene Partei, die sich bereits wieder mit den Kommunisten vereint. Als Gegenleistung wird Zeh nach Kräften gefördert. – Wie glaubwürdig ist jemand, der von »Freiheit« spricht, aber die Festung des Zeitgeistes nie verlassen hat? Wer nichts mehr fürchtet als Mißbrauch persönlicher Daten, während draußen politisch-moralische Orthodoxie herrscht und die »Freiheit des Wortes« zur Phrase verkommt? Der Überwachungsstaat ist ein Horror. Er basiert auch auf der Mitwirkung am Gesinnungsstaat seiner falschen Kritiker.

Frank Lisson

Schrankenlose Freiheit

Lorenz Jäger: *Hinter dem Großen Orient. Freimaurerei und Revolutionsbewegungen*, Wien: Karolinger Verlag 2009. 141 S., 19,90 €

Zu den revolutionären Entwicklungen, die nicht nur den politischen Bereich, sondern auch das christlich-religiöse Leben betreffen und beide in höchstem Maße beeinträchtigen, hat die Freimaurerei zweifellos beigetragen. Die Frage, ob sich diese Entwicklungen zufällig ergeben haben – bedingt allenfalls durch historische Konstellationen – oder ob sie das Resultat einer von langer Hand vorbereiteten Verschwörung sind, deren mitbetroffene Zeugen wir sind, ist nach der Lektüre von Jägers Buch eindeutig zu beantworten. Ziel des Autors ist dabei nicht, eine Gesamtdarstellung der Freimaurerei zu entwerfen, sondern die »Strahlungsfelder des Grand Orient« zu skizzieren, jener Pariser Großloge, in der

die Revolutionäre von 1789, aber auch die der Pariser Commune ihre Rekrutierungsräume fanden. Sarkozys langjähriger Berater Alain Bauer, ehemaliger Großmeister des Grand Orient, spricht von der Maurerei gar als »einer Kirche der Republik«. Tatsächlich sollte das Christentum, wie es bisher gelebt und gelehrt wurde, ausgelöscht und durch das Christentum der »Neuen Zeit« mit einem überkonfessionellen Gott ersetzt werden. Als Dogmen sieht es den Entwicklungs-Monismus eines grenzenlosen Fortschritts, schrankenlose menschliche Freiheit und Gleichheit an. Dazu gehört auch der Komplex von Abtreibung und Empfängnisverhütung, mit dem sich die laizistisch-freimaurerische Position kämpferisch profiliert. Nach Instruktionen der Logen wurde die Französische Revolution angefacht, die schließlich zur Enthauptung des Königs-paares führte. Danach fielen andere Monarchien in Europa. Verbliebene Königshäuser sind

inzwischen der Bedeutungslosigkeit verfallen oder spielen das Spiel der anti-monarchischen Parteien mit. Mit der Einberufung des II. Vatikanischen Konzils durch den von Freimaurer-Freunden umgebenen Johannes XXIII. setzte die Phase der Revolution im kirchlichen Bereich ein. Wer Jägers kenntnisreiches Buch liest, wird sich fragen, weshalb das Gründungsdatum des Geheimordens mit dem der USA übereinstimmt, und warum das Symbol des Ordens, das Auge in der Pyramide, jede Dollar-note schmückt. Er wird mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen, daß Revolutionäre wie Bakunin und Garibaldi, die russischen Februar-Revolutionäre und die laizistischen Jungtürken der Maurerei eng verbunden waren. Und daß Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky nicht nur Freimaurer, sondern auch Einflußagenten Frankreichs waren.

Werner Olles

Früchte der Emanzipation

Alexandra M. Linder:
Geschäft Abtreibung,
Augsburg: Sankt Ulrich
Verlag, 2009. 176 Seiten,
18,90 €

An den jährlich weltweit mindestens 40 Millionen vorgeburtlichen Kindestötungen (laut UNO und WHO) werden große Summen verdient. Hier von handelt das Buch *Geschäft Abtreibung* der Journalistin Alexandra M. Linder, das in seiner umfassenden Sammlung einzigartig ist.

Bisher sind eine Reihe von Fakten »Insidern« bekannt. Auf den meisten der behandelten Gebiete herrscht eine extreme Unkenntnis der allgemeinen Bevölkerung, die zum Teil Abtreibungen als eine Möglichkeit der Verhütung von Nachwuchs akzeptiert hat. Wer weiß schon, daß bei ungeborenen Kindern ab der 8. Schwangerschaftswoche alle Organe vorhanden und ein Schmerzempfinden bei ihrer

Tötung nicht mehr ausgeschlossen ist?

Im ersten Kapitel weist Linder auf die teilweise bzw. vollständige frühabtreibende Wirkung der »Anti-Baby-Pille« und der Spirale hin, da hierdurch die Einnistung des gezeugten Menschen in der Gebärmutter verhindert werde – ein Umsatz allein bei den »Pillen« in Deutschland von 1,2 Milliarden Euro jährlich und noch weit mehr Gewinnchancen in den Entwicklungsländern sind damit verbunden. Der Abtreibungsmarkt in der Dritten Welt öffnet sich gerade erst. Weithin unbekannt ist, was Linder des weiteren schildert: Daß es in Deutschland keinen einzigen Impfstoff gegen Masern-Mumps-Röteln, gegen Windpocken und gegen Hepatitis A gibt, welcher ohne die Zell-Linien eines abgetriebenen Kindes produziert wurde. Weitere Kapitel des Buches behandeln die makabre Verwendung getöteter ungeborener Babys für Kosmetik und die Forschung mit embryona-

len Stammzellen. Außerdem deckt die Autorin Hintergründe der Aktionen der Bevölkerungskommission der UNO auf, der UNFPA: Programme zur »reproduktiven Gesundheit« enthalten versteckt sämtliche Methoden der Abtreibung. In die Fonds zahlen die Staaten ein; im Fall von Deutschland 47 Millionen Mark jährlich in den 1990er Jahren. Zusätzlich zum »Geschäft Abtreibung« müsse die vorgeburtliche Kindestötung als falsch verstandene Emanzipation angesehen werden, die frauenfeindlich ist, so Linder. Denn häufig wird sozialer Druck etwa vom Partner auf die werdende Mutter ausgeübt, das Kind nicht zu bekommen. Das Leiden danach ist vorprogrammiert. Daher befürwortet Linder auf Anfrage eine Strafbarkeit der vorgeburtlichen Kindestötung für den Arzt als Verdienner und für die Frau auch als Schutz davor, zur Abtreibung gedrängt zu werden.

Martina Kempf

Emanzipierte Fröchtchen

Katja Kauer: *Popfeminismus! Fragezeichen! Eine Einführung*, Berlin: Frank & Timme 2009. 139 S., 19,80 €

Ein erkenntnisreiches, doch einigermaßen schräges Buch. Insofern trifft's der krude Titel, der mehr wie ein Arbeitsmotto wirkt, ganz gut. Toderntst – heißt: akademisch – über Popkultur, also die Unterhaltungsindustrie und ihre Haupt- und Abwege schreiben zu wollen, ist ein Tanz auf Messers Schneide. Die Anstrengungsbereitschaft, die Katja Kauer an den Tag legt, um Wort für Wort ein Hitparadenlied wie »Weil ich ein Mädchen bin« zu sezieren – verdient sie Lob oder Spott? Das, was man Oberflächensymptome (die kecke Rede, das Zurschaustellen weiblicher Attribute) nennen könnte, sind für Kauer gewichtige »performative Akte«. Aus solchen Chiffren – sie analysiert etwa die Pop-Romane Kerstin

Grethers (*Zuckerbabys*) und Charlotte Roches (*Feuchtgebiete*) – wird herauszuarbeiten versucht, wie's der Popfeminismus mit dem überkommenen Gedankengut der Frauenemanzipation hält. Stehen die vielbeschriebenen Neuen deutschen Mädchen / Alphamädchen in feministischer Tradition, weil sie »den Bann, den die Geschlechterstereotypen ausüben, ironisch oder lustvoll brechen«? Oder äußert sich in den selbstsicher agierenden Popmädels nur eine »patriarchalisch geprägte Form von Weiblichkeit?« Altfeministinnen wie Alice Schwarzer (von der im Buch keine Rede ist) leugnen ja, daß Girlie-Spaß und feministische Selbstermächtigung vereinbar seien. Wenn Kauer in ihrem Fazit schreibt, daß die »Sexbomben und Popsternen«, die auf dem Boulevard keck ihre Stimme erheben, möglicherweise doch »feministisch denken und fühlen«, ist das eine haltlose Mutmaßung. Ebenso, daß durch das Spiel

mit Weiblichkeitsinszenierungen »weibliches Gender« angezeigt werde. Nur cursorisch geht die Autorin auf das ein, was der wesentliche Ansatzpunkt einer Popfeminismus-Kritik sein könnte: Daß die coolen, lauten Mädchenfrauen in artifiziellen Räumen agieren und Selbstbilder vortäuschen, deren Einlösung – im »wahren Leben« – gar nicht zur Debatte steht. Ein bereicherndes Buch (allein um der Darlegung des Phänomens »Homöovestismus« willen, was das Tragen von dem eigenen Geschlecht zugeordneten Kleidungsstücken meint: das weibliche »Herausputzen«, aber eine »Einführung«? Nein. Dazu steckt Kauer zu tief, zu voraussetzungsreich im Gender-Diskurs. Ein gründlicheres Lektorat hätte unter anderem dafür gesorgt, daß unter allen möglichen Formen feministisch korrekter Schreibweise einer einzigen durchgehend gefolgt worden wäre.

Ellen Kositzka

Schönheit

Michael Stahl: *Botschaften des Schönen. Kulturgeschichte der Antike*, Stuttgart: Klett-Cotta 2008. 304 S., 29,90 €

Wer entsprechend eingelesen ist, den sollte der Titel an Gerhard Nebels Buch *Das Ereignis des Schönen* erinnern. Und richtig taucht dann Nebel an einigen Stellen des Buches auf: »Das Schöne ist der sich enthüllende Gott, der Künstler sein Priester.« Das Schöne existiert wirklich und ist nicht vom Standpunkt des Betrachters abhängig. Aber man muß es sehen können. Stahl geht es nicht um die distanzierte Darstellung eines Vergangenen, das uns nichts mehr angeht, sondern im Gegenteil um die Aneignung der Antike, die heute neu gewagt werden muß, weil unsere Beziehungen zur Antike in mehrfacher Hinsicht abgerissen sind. Die »Lebensferne der gegenwärtigen Altertumswissenschaft« hat auch Nebel

schon empfunden, aber auch dessen Aneignung ist heute kaum mehr vermittelbar. Die »Hinwendung zur Antike« ist, so Stahl, »nicht nur eine neue Vergewisserung in der Tradition, sondern auch das Bedürfnis nach Orientierung stiftender Geschichte für die Gegenwart«. Ein hoher Anspruch. Kann Stahl ihn erfüllen? Das Buch enthält neben zwölf Kapiteln einen Prolog, der Winckelmanns Entdeckung der Griechen, und einen Epilog, der Schinkels kongeniale Fortführung behandelt. In den Kapiteln selbst geht es um die Bereiche, die wir mit der Antike teilen und in denen uns die Antike bis heute das Maß vorgibt: Geschichte, Stadt, Staat, Gesellschaft, Wohnung, Körper. Dabei kann Stahl seinen Anspruch einlösen, etwa wenn er am Beispiel des patronalen Ideals der Römer ein gesellschaftliches Prinzip der Antike schildert und damit die hohle Rede von antiker Unfreiheit wegwischt: »Wir dürfen mit

Demut beobachten, daß Ungezählte im Lauf der Jahrhunderte der Verantwortung, in der ihr Leben sie gestellt hatte, gerecht geworden sind. Jeder einzelne von ihnen hat dazu beigetragen, daß auch die anderen, die ihm anvertraut waren, ihr Dasein in dieser Welt sinnvoll und erfüllt empfanden.« Das hatte zwar irgendwann ein Ende, aber Stahl betont, daß Ungleichheit nicht aus der Welt zu schaffen ist und jemand die notwendige Ordnung stiften muß, auch heute. Wir dürfen uns nicht von einem »neudemokratischen Dummstolz« (Hermann Lübke) verleiten lassen, abschätzig darauf herabzublicken, weil wir uns so die Zukunft verbauen. Stahls Buch ist ein Plädoyer für ein »Leben, aus dem, was immer gilt« (Albrecht Erich Günther) und damit eine für unsere Gegenwart gar nicht hoch genug einzuschätzende Tat.

Erik Lehnert

Zorn

Caroline Mary: *Zwillingskristall aus Diamant und Kot. Léon Bloy in Deutschland*, Berlin: Matthes & Seitz 2009. 429 S., 39,90 €

An zornigen Schriftstellern fehlt es Frankreich nicht. Wahre Haßtiraden schleuderten Louis-Ferdinand Céline, Michel Houellebecq und Jules Barbey D'Aurevilly der je zeitgenössischen Dekadenz entgegen. D'Aurevilly, der Prototyp des Dandys, befand: »Léon Bloy ist der Wasserspeier einer Kathedrale, der die Wasser des Himmels auf Gute und Schlechte erbricht.« Diese Ambivalenz in der Interpretation des am 11. Juli 1846 in Périgueux geborenen radikal katholischen Romanciers und Essayisten Bloy (dessen Konterfei so sehr und so trügerisch an Nietzsche erinnert) verdichtete sein Leser Ernst Jünger in der Zuschreibung »Zwillingskristall aus Diamant und Kot«. Unter glei-

chem Titel beschäftigt sich die Romanistin Caroline Mary mit der intensiven Rezeption Bloys in Deutschland. Besonders kristallisiert sie dabei Bloys Essay *Das Heil durch die Juden* heraus. Während Franz Kafka diese höchst lesenswerte Bibelexegese als Werk »gegen den Antisemitismus« feierte, warnte Heinrich Böll vor den antisemitischen Tendenzen des Essays – wengleich er die Schrift trotzdem als »großartig« ansah. Diese Gespaltenheit in der deutschen Rezeption war nicht ungewöhnlich. Für Verunsicherung sorgte auch Bloys gegen das preußische Deutschland gewandter Text *Jeanne D'Arc und Deutschland*. Die Tagebuchnotiz von Weihnachten 1916 dürfte hier ähnliches bewirkt haben: »Meine Genugtuung wäre größer, wenn ich die vollkommene Sicherheit hätte, daß in dem Augenblick, wo wir unser Weihnachtsmahl halten, ganz Deutschland vor Hunger krepieren würde.« Trotz dieser Ausfälle entdeckten nicht nur

Jünger und Böll Léon Bloy als Schriftsteller von prophetischer Kraft. So unterschiedliche Gestalten und Gestalter wie Gertrud Fussenegger, Karl Kraus, Carl Schmitt und der NS-Widerständler Hans Scholl schöpften aus Bloys Werk. Hugo Ball etwa bekehrte die Lektüre jenes »bellenden Hunds Gottes« zum Katholizismus. Rückwirkend erklärte der Dadaist die Initialien des Heiligen Dionysius Areopagita als prägend für das Wort »Dada«. Caroline Mary weist mit Hilfe von Anekdoten und unbekanntem Briefwechsellern die Überzeugungskraft des französischen Katholiken in Deutschland nach. Dabei geht sie auch auf Biographien und Ideenwelten bedeutender Rezipienten ein. Bemerkenswert ist ihr eigener Aufruf, Bloy als »Symbolisten der Geschichten«, Kämpfer gegen eine dekadente Amtskirche und christlichen Propheten ernstzunehmen.

Johannes Schüller

Obamas Optionen

Richard H. Thaler und Cass R. Sunstein: *Nudge. Wie man kluge Entscheidungen anstößt*. Berlin: Econ 2009. 430 S., 22,90 €

Dieses Buch lobte FAZ-Mitherausgeber Frank Schirrmacher als »Zauberschlüssel«. Es machen Gerüchte die Runde, daß es US-Präsident Barack Obama und den britischen Tory-Chef David Cameron beeinflusst hat. Der Reihe nach: Thaler ist Ökonom und Sunstein Jurist. Das heißt, die beiden wissen, wie man ordentlich Kohle verdienen kann. Weltbewegende Erkenntnisse hingegen sind nicht das Metier der beiden. Bei der Lektüre von *Nudge* verstärkt sich von Seite zu Seite der Eindruck, in eine schillernde Verkaufsshow hineingeraten zu sein. Das Positive daran: Die Autoren präsentieren ihre These unterhaltsam und anschaulich. Wenn jedoch nach ein paar Seiten der Groschen gefallen ist, erfährt man nichts Neues mehr. »Nudges« sind kleine Schubser in die richtige Richtung. Dieses Prinzip übertragen Thaler und Sunstein auf Makrosysteme wie Politik und Wirtschaft. Die Theorie dahinter nennen sie »libertären Paternalismus«. Der Staat soll den Menschen mit kleinen Anregungen auf die Sprünge helfen, sie aber ansonsten »frei« (moralischer Druck ist allerdings gern gesehen) entscheiden lassen. Demnach gibt der Gesetzgeber – sei es im Gesundheitswesen oder der Altersvorsorge – ein paar Wahlmöglichkeiten vor, der Rest liegt in der Hand der Bürger. Daß dezente Anordnungen oftmals sinnvoller sind als Zwang, ist eigentlich eine Binsenweisheit, die jeder kennt, der etwas von Unternehmens- oder Staatsführung versteht. Thaler und Sunstein haben diese Binsenweisheit aufgebläht, erfolgreich verkauft und ihr Ziel damit wahrscheinlich erreicht. Viel heiße Luft also. Den Zauberschlüssel jedoch müssen wir weiter suchen.

Felix Menzel

Adolf Hitlers Anfänge

Dirk Bavendamm: *Der junge Hitler. Korrekturen einer Biographie 1889–1914*, Graz: Ares-Verlag 2009. 592 S., 29,90 €

Nach der Arbeit von W. Grebner über Hitlers Leben der Jahre 1914 bis 1920 hat der Ares-Verlag nun eine Biographie von Dirk Bavendamm vorgelegt, die Hitlers prägende Jugendjahre bis 1914 in Oberösterreich, Wien und München näher untersucht. Der Autor – einst für *Die Welt* und *Süddeutsche* tätig und mit seinen Büchern zu Roosevelt und zum Bertelsmann-Konzern für Furore sorgend – stellt fest, daß diese Lebensphase in den einschlägigen Hitler-Biographien von Fest bis Kershaw ein Schattendasein fristet. Grund dafür ist die Überzeugung, Hitler sei nichts als ein gescheiterter, fauler Taugenichts gewesen, der einschneidenden Bildungseinflüssen gegenüber immun gewesen sei. Mit diesem Vorurteil räumt der Autor auf. Hitler war nicht ungebildet, sondern sei wie viele Menschen in ihrer Pubertät ein Selbstdenker und Wahrheitssucher gewesen. Er war Produkt der Einflüsse deutscher Hochkultur, beeinflusst vom deutschen Legenden- und Sagenschatz, von deutscher Geschichte von Arminius bis Bismarck, Schillers Dramen, der Philosophie Schopenhauers und Nietzsches sowie den Opern Wagners. Sein Rednertalent und die Ereignisse um 1918/19 machten aus ihm den Politiker, der auf verhängnisvolle Art und Weise die Geschichte Europas bestimmen sollte. Die verkürzten bibliographischen Angaben in den Fußnoten und das thematisch gegliederte Literaturverzeichnis verwirren mehr, als sie helfen. Auch das Fehlen eines Stammbaumes der verzweigten Familie Hitlers ist zu bemängeln. Dies beeinträchtigt jedoch kaum den positiven Eindruck dieser Studie, an der auch die etablierte Hitler-Forschung nicht mehr vorbeigehen kann.

Olaf Haselhorst

Sozialdemokratische Sorgen

Elke Leonhard/Wolfgang Leonhard: *Die linke Versuchung. Wohin steuert die SPD?* Berlin: be.bra verlag, 2009. 208 S., 19,90 €

Der Nestor der Ostexperten, Wolfgang Leonhard und seine Frau Elke, die lang für die SPD im Bundestag saß, machen sich Sorgen um die Sozialdemokraten. Sie befänden sich »im sklerotischen Zustand einer autoritär geführten Funktionärspartei«. Und sie steckten in einer taktischen Falle: Neben ihnen breitete sich eine zweite Linkspartei aus, auf die sie bisher wegen des faktischen Koalitionsverbots nicht flexibel reagieren konnten. Die Verfasser halten das Verbot für überholt, warnen die SPD aber davor, der »linken Versuchung« inhaltlich nachzugeben, denn die Sozialdemokraten hätten gegenüber den Kommunisten historisch recht behalten. Das Buch, vor der Bundestagswahl geschrieben, fügt sich in eine aktuelle Diskussion. Um der ratlosen Partei ein historisches und begriffliches Korsett einzuziehen, liefern die Autoren einen Abriß der Arbeiterbewegung, der Parteigeschichte und des SPD-USPD/KPD-Schismas, das im Ersten Weltkrieg vollzogen wurde. Bis zu Lassalle und zum Hambacher Fest 1832 gehen sie zurück, um die freiheitlichen Wurzeln der SPD freizulegen. Ob die künftige SPD-Führung damit etwas anzufangen weiß? Inhaltlich favorisieren sie einen Kurs à la Helmut Schmidt. Marktwirtschaft, soziale Gerechtigkeit und Demokratie seien ins Gleichgewicht zu bringen. Die Neuauflage des Willy-Brandt-Mottos »Mehr Demokratie wagen« soll die Herzen der Wähler ansprechen. Doch was bedeutet »mehr Demokratie« in einer Situation, in der die Transferempfänger die Steuerzahler majorisieren? So viele Fragen, die mit Allgemeinplätzen nicht zu beantworten sind.

Thorsten Hinz

Kleine Kampfmaschine

Peter Trawny: *Die Autorität des Zeugen. Ernst Jüngers politisches Werk*, Berlin: Matthes & Seitz 2009. 208 S., 22.80 €

Ernst Jüngers 1932 erschiener Großessay *Der Arbeiter* wurde schon vielfach Objekt von philosophischen und politischen Betrachtungen: Politische Kampfmaschine oder »Auseinandersetzung mit der technischen Welt«? In jedem Fall ein Buch, das bis heute polarisiert, ein Buch, das vielleicht gar einen Bruch in Jüngers Werk darstellt, so zumindest eine Hauptthese Peter Trawnys. Es ist dessen größtes Verdienst, hier minutiös das intellektuelle Umfeld Jüngers in den 20er und 30er Jahren und den Entstehungsprozeß des *Arbeiters* nachzuzeichnen. Trawny greift dabei nicht nur auf bisher unveröffentlichte Briefwechsel zurück, sondern bemüht als erster das Ursprungsmanuskript des *Arbeiters*, auch wenn er bei etwaigen Änderungen und Streichungen in Spekulationen verfällt: So sieht er in vor Drucklegung gestrichenen tagespolitischen Bezügen reines Kalkül des Verlegers und kein ehrliches Umdenken Jüngers. Dessen eigene Betitelung des *Arbeiters* als »kleine Kampfmaschine« fungiert als ultimativer Beweis für die Veröffentlichung eines politischen Manifests. Befremdlich, soll doch *Der Arbeiter* auf der anderen Seite einen Einschnitt, ein Heraustreten aus der politischen Phase darstellen. Trawny sieht hier eine große Vertuschung am Werk, wenn Jünger sich zum unpolitischen Beobachter stilisiert, die er auf ein Zerbrechen »nicht am Krieg, doch an der Shoah« zurückführt. Dieser interpretatorische Teil nimmt jedoch nur einen kleinen Teil des Buches ein, das sonst durch den Blick auf die verschiedenen Beziehungen Jüngers zu anderen Denkern wie Hugo Fischer oder Carl Schmitt zu überzeugen weiß.

Philipp Nicolay

Kampfmaschinenverdächtig

Reinhard Mehring: *Carl Schmitt. Aufstieg und Fall. Eine Biographie*, München: C.H. Beck 2009. 750 S., 29.90 €

Die bislang einzige Schmitt-Biographie (von Paul Noack) ist vor 16 Jahren erschienen. Seitdem hat sich die Präsenz Schmitts in den öffentlichen Debatten in hohem Maße verstärkt, so daß nicht nur Schmitt-Leser auf dieses Buch gewartet haben dürften. Das erklärt vielleicht auch die großen Unterschiede im Urteil der Rezensenten: In der *FAZ* schrieb Patrick Bahners von einer »fast übermenschlich gerechten Biographie«, in der *JF* urteilte Günter Maschke süffisant, daß man zwar nichts wirklich Wichtiges über Schmitt erfahre, dafür aber die These von der latenten Homosexualität Schmitts widerlegt worden sei (weil Mehring Schmitts Sexualleben ausführlich würdigt). Stephan Schlak schrieb in der *SZ* von einer »gewaltigen, Maßstäbe setzenden« Biographie, Thomas Meyer (*Die Zeit*) sah Mehring dagegen an Schmitt scheitern. Nach der Lektüre ist schleierhaft, wie Bahners und Schlak zu solchen Urteilen kommen können. Vielleicht sind sie mit Schmitt schlicht wenig vertraut und nehmen es mit Stil und Gerechtigkeit einer Biographie nicht so genau. Eine Biographie müßte wenigstens ansatzweise verständlich machen können, warum Schmitt neben Heidegger und Weber der weltweit meistgelesene deutsche Denker des 20. Jahrhunderts ist. Sie müßte das umfangreiche (von Mehring teilweise erstmals ausgewertete Material) gewichten und in durchdachter Form präsentieren. Was man Mehring zugute halten kann, sind die soliden Interpretationen von einigen Werken Schmitts, die allerdings den vielschichtigen Kontext oft ausblenden. Schmitt hat gelegentlich davon gesprochen, daß in seinen Werken Gold vergraben sei. Mehring hat es nicht gefunden.

Erik Lehnert

Kampfmaschinenverklärung

Daniel Siemens: *Horst Wessel. Tod und Verklärung eines Nationalsozialisten*, München: Siedler 2009. 351 S., 19.95 €

Horst Wessel: Kaum ein Name ist so eng mit den Kämpfen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten im Berlin der späten zwanziger Jahre verbunden. 22jährig starb der SA-Sturmführer am 23. Februar 1930 an den Folgen einer Schußverletzung, die ihm der Kommunist und Berufsverbrecher Albrecht »Ali« Höhler als »proletarische Abreibung« zugefügt hatte. Bekannt wurde Wessel vor allem durch das von ihm gedichtete Lied, »Die Fahne hoch!«, das später zur Parteihymne der NSDAP wurde. Die Nationalsozialisten nutzten Wessels Tod, um einen Märtyrer zu schaffen, der vor allem der Jugend »das Sterben für die Bewegung nahezu erstrebenswert« erscheinen lassen sollte. Der Bielefelder Historiker Daniel Siemens hat sich in seiner Arbeit ausführlich mit dem Kult um den ermordeten SA-Mann beschäftigt, der sich in Büchern, Filmen und zahlreichen nach Wessel benannten Straßen und Plätzen widerspiegelte. Siemens' eigentliche Leistung besteht jedoch in der detaillierten Rekonstruktion jenes 14. Januar 1930, als Höhler in Begleitung mehrerer ehemaliger Rotfrontkämpfer Wessel in seiner Wohnung niederschloß. Spannend schildert der Autor die jeweiligen Milieus, denen die Beteiligten entstammten sowie das spätere Schicksal Höhlers und seiner Komplizen. Negativ fallen einige krude Interpretationen auf, außerdem zweifelhafte Quellen, auf die sich Siemens stützt. Der Bund Wiking wollte keine »Kinder als Bombenattentäter« mißbrauchen, und daß man den Verschwörungstheorien E. J. Gumbels nicht allzuviel Glauben schenken sollte, hatte Hagen Schulze bereits 1969 in seiner von Siemens nicht berücksichtigten Freikorps-Dissertation angemerkt.

Wiggo Mann

Deutschland und Israel

Alfred Grosser: *Von Auschwitz nach Jerusalem. Über Deutschland und Israel*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 2009. 204 S., 16,90 €

Der Franzose Alfred Grosser, der als jüdischer Deutscher geboren wurde und 1933 im Alter von 8 Jahren mit seiner Familie emigrieren konnte, ist als ein Liberaler der alten Schule bekannt. Sein großzügiger Universalismus stand immer schon über den Borniertheiten der *political correctness*, und vom notorischen Vorwurf des Antisemitismus hat sich der strenge Israel-Kritiker stets unbeeindruckt gezeigt. Auch in seinem neuen Buch bringt Grosser hierzulande Anstößiges so gelassen vor, wie es wohl nur ein Kosmopolit vermag, den der deutsche Schuh nicht zu sehr drückt.

Der Titel verspricht indessen mehr, als das Buch hält: Der historische Nexus von Auschwitz und Jerusalem wird allzu skizzenhaft und sprunghaft nachgezeichnet, und die Betrachtungen über Deutschland und Israel bieten kaum mehr als kluges Feuilleton. Allerdings imponiert Grosser, dem der deutsche Masochismus unbegreiflich ist, durch seine Zurückweisung der Kollektivschuldthese und seine unerschrockene Parteinarbeit für Martin Walsers Kritik an Auschwitz als Moralkeule, deren politischen Einsatz er unermüdlich zu belegen sucht. Wenn sich Grosser gewiß gegen die Bagatellisierung des Holocaust verwahrt, so hält er doch die Verharmlosung von Völkermorden, die keinen Singularitätsstatus genießen, für nicht minder unmoralisch. Derlei Ansichten gehören freilich nicht zum guten Ton, sie sind aber auch nicht mehr gänzlich verpönt. Es darf daher bezweifelt werden, daß diese Publikation einen radikalen Tabubruch darstellt. Eher schien ihr Autor es mit Zarathustra zu halten: Was fällt, soll man auch noch stoßen.

Siegfried Gerlich

Israel und Palästina

Andrea Ricci: *Gaza. Die Kriegsverbrechen Israels*, hrsg. von Jürgen Elsässer, Berlin: Kai Homilius Verlag 2009. 101 S., 7,50 €

Drei Wochen dauerte der Krieg gegen Gaza vor einem Jahr. In dieser Zeit wurden 1.434 Palästinenser getötet, darunter 288 Kinder. 13 Personen fielen auf israelischer Seite. Nahost-Korrespondent Andrea Ricci nimmt sowohl die Geschehnisse als auch die Medienberichterstattung unter die Lupe. Rügenswert sei die Kluft dazwischen. Ricci spricht von »omnipräsenter Kriegsberichterstattung »Made in Tel Aviv«, die ungefiltert in deutsche Wohnzimmer übertragen worden sei. Ricci legt keine Polemik vor – er entlarvt sie. Nach einer Einführung in Gazas Geographie und Geschichte widmet er sich Ereignissen und Schicksalen dieses Blitzkriegs: Wie Israel leugnete, Phosphor eingesetzt zu haben, es dann zugab und rechtfertigte; wie Schulen und Krankenhäuser unter Beschuß genommen wurden. Abschließend nimmt sich Ricci die »großen Lügen des Gazakrieges« vor. Etwa, daß die Hamas Zivilisten als »menschliche Schutzschilde« mißbrauchte oder daß die israelische Offensive nur eine Antwort auf den Bruch des Waffenstillstands gewesen sei. In einem Prolog legt der linke Vordenker Jürgen Elsässer dar, wie schwierig es sei, Israels Kriegsführung zu kritisieren, ohne als Antisemit gebrandmarkt zu werden. Wo Kritik rar ist, ist von Kritikfähigkeit auf Täterseite schon gar keine Spur. Verteidigungsminister Barak kommentierte Enthüllungen über israelische Kriegsverbrechen knapp: »Ich sage immer noch, daß wir die moralischste Armee der Welt sind.« Daß der kritische *Goldstone-Report* (gegen die Stimmen von USA, Israel und Deutschland) nun dem Sicherheitsrat vorgelegt wird, verschärft die Relevanz des Büchleins nur.

Wiggo Mann

Deutschland, Israel und der Islam

Sabine Schiffer, Constantin Wagner: *Antisemitismus und Islamophobie – ein Vergleich*, Wassertrüdingen: HWK Verlag 2009. 260 S., 24,80 €

Gott sei Dank, so höhnt unser Autorenduo, gibt es den Islam und seine Muslime, sonst »müßten wir uns nämlich mit unseren eigenen Problemen beschäftigen«. Das hieße, »ernsthaft« zu fragen, wie es mit »wirklicher« Gleichberechtigung von Mann und Frau im Westen steht. Dementsprechend, so Schiffer/Wagner, sei die Kritik am Frauenbild des Islams nichts als ein Ablenkungsmanöver: »Projektion statt realistischer Situations einschätzung«. Allein dieses Beispiel läßt den hanebüchlenen Unfug erahnen, der diese vorgebliche Vergleichsstudie von der ersten bis zur letzten Seite durchzieht. Deren Denkstruktur läßt sich verkürzt wie folgt skizzieren: »Islamkritik« = Islamophobie = antisemitisches Diskursmuster. Indem die Autoren den Gegenstand der Islamkritik konsequent in Anführungszeichen setzen – gleiches gilt für den Ehrenmord –, machen sie evident, daß es ihnen an der vorgeblichen Äquidistanz vollständig mangelt. Grotesk wird's, wenn die »encouragierenden« (!) Beispiele zitiert werden, »die sich gegen jüdisch-islamische Polarisierung und/oder kollektive Diffamierung der Muslime einsetzen«, als da wären: Stasi-Informantin Irene Runge, Michel Friedman oder Stephan Kramer als Chef des Zentralrats der Juden. Die Ergebnissadresse hat ihren Grund: Schließlich bedarf es eines gesteigerten Apperzeptionsapparats, um – vor dem Hintergrund der Shoah, der bekanntlich ein antisemitischer Diskurs vorausging – auch für die Umma oder die Chinesen ein vergleichbares Bedrohungsszenario zu halluzinieren. Ihrer Sache erweisen die Autoren jedenfalls einen Bärendienst.

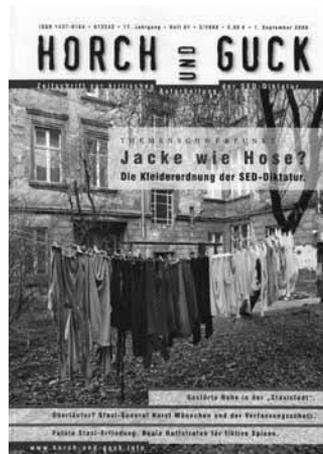
Christian Dorn

Ernst Haeckel

Was macht Ernst Haeckel zwischen Paul Feyerabend, Simone de Beauvoir oder Jacques Derrida, sprich: zwischen all den angesagten Vorzeigintelektuellen? Ernst Haeckel (siehe *Sezession* 28) paßt so gar nicht in die von Klaus Theweleit herausgegebene *absolute*-Reihe, die »Schlüsseldiskurse der Gegenwart« vorstellen will und laut *Standard* zu einer der »wertvollsten Neuerungen des deutschsprachigen Buchmarktes der letzten Jahre« gehören mag. Für welchen Schlüsseldiskurs der Gegenwart mag Haeckel verantwortlich sein? Haeckel war Darwinist (einen Band zu Darwin gibt es in dieser Reihe schon), Zoologe (Zoologie als Schlüsseldiskurs?) und Künstler (dessen Einfluß auf den Jugendstil mit der Gegenwart nicht viel zu tun hat). Am ehesten kommt da noch der Monist in Frage, als der Haeckel jahrzehntlang einen mit der Naturwissenschaft kompatiblen Religionsersatz zu propagieren versuchte. Wenn es darüber einen Diskurs geben sollte, ist er uns entgangen. Unabhängig von diesen Kategorien der Reihe war Haeckel eine wirkmächtige Gelehrten-gestalt und ein unglaublich erfolgreicher populärwissenschaftlicher Autor. Deshalb ist es schön, daß dieses (unterhaltsame und mit interessanten Originaltexten versehene) Buch (hrsg. und mit einem biographischen Essay versehen von Uwe Hoßfeld, Freiburg: orange press 2010. 223 S., 18 €) vorliegt. Der 175. Geburtstag sowie der 90. Todestag des in Merseburg bei Schnellroda aufgewachsenen Forschers (1834–1919) wurde mit dem Büchlein knapp verfehlt. Und zum Schlüsseldiskurs (oder dem Zufall, der Haeckel in diese Reihe führte) hätte man doch gerne mehr erfahren.

Horch & Guck

Daß sich eine Zeitschrift nur einem Thema widmet, ist nicht ungewöhnlich. In einer großen Bahnhofsbuchhandlung ist deshalb zu jedem Thema etwas zu finden, vom Münzensammeln übers Kochen bis hin zu einzelnen Geschichtsepochen. *Horch und Guck. Zeitschrift zur kritischen Aufarbeitung der SED-Diktatur* gibt es seit 18 Jahren. Früher war das eine bescheidene Zeitschrift, die noch den Charme des Improvisierten verströmte, heute handelt es sich um ein Hochglanzmagazin von 80 Seiten. »Horch und Guck« war der Spitzname der allgegenwärtigen DDR-Staatssicherheit, die ihre Augen und Ohren überall hatte. Die aktuelle Ausgabe (Heft 65) hat ihren Themenschwerpunkt so gewählt, daß er die DDR-Unrechtsstaatdebatte dieses Jahres schön konterkariert: »Lebenswelt Opposition. Zwischen Ausgrenzung und Selbstbehauptung.« Dabei wird nicht nur deutlich, welche massiven Konsequenzen schon geringe Abweichungen haben konnten, sondern auch vor welchen Hürden eine ernsthafte Opposition stand (z.B. Bahro).



Auch die Situation in anderen Ostblockstaaten wird thematisiert (Ungarn und Rumänien). Dem aufmerksamen Leser werden auch einige ziemlich aktuelle Stellen nicht verborgen bleiben, beispielsweise wenn 1958 ein Oberschüler, der nicht Wählen gegangen war, wegen »schlechter gesellschaftlicher Haltung und undemokratischen Verhaltens« relegiert wurde. Das Einzelheft kostet 5,90 € zzgl. Versand; Bestellungen unter www.horch-und-guck.info oder 030/24 72 56 04.

Heimat: ein Paradies!

Gar nicht so einfach, sich ein Jugendbuch vorzustellen, in dem nicht nur geschichtsträchtige Ereignisse aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sondern darüber hinaus wesentliche Elemente der Kantschen Moralphilosophie mit der heutigen Lebenssituation Jugendlicher spannend und mitreißend miteinander verflochten sind. Mit *Heimat ist ein Paradies* (Bad Pymont: Viktor Streck Verlag 2007. 568 S., 19,90 €) hat Viktor Streck solch ein Buch geschrieben, das, politisch brisant und hochaktuell, keinen Leser unberührt läßt. Streck selbst wurde 1963 im westsibirischen Omsk geboren, zog später nach Kirgisien um und übersiedelte Ende der Achtziger mit seinen rußlanddeutschen Eltern in die Bundesrepublik. Frank heißt sein junger Romanheld, der sich als »volksbewußter« und reichlich unmodern anmutender Zuzögling nun mit der bundesdeutschen Realität auseinandersetzen muß. Mit Schulgewalt, mit ihm obskur bleibenden Pubertätsriten, mit einer hyperaktiven möchtegern-antifaschistischen Lehrerin, die der Knabe mit seinem geschichtlichen und philosophischen Wissen locker an die Wand redet. Nein, gar nicht locker: Denn rasch polarisiert der ungewöhnliche Neue das gesamte Gymnasium und stiftet Unruhe bei jenen, die in den Gremien und Initiativen der Stadt das Wort führen. Die Beschreibung der inneren Welt der Hauptfiguren durch Streck zeugt vom Wissen über die Bruchlinien der deutschen Identitäts- und Gefühlskrise. Instinktsicher knüpft der Autor

das geschichtliche Band zwischen den Generationen bis in die Gegenwart. Ohne oberlehrerhafte Tonlage konfrontiert Viktor Streck (oder: sein Romanheld) die in sich längst marode Phrasenwelt der westlichen (Werte-)Gesellschaft mit dem Gegenbild eines wahr- und tugendhaften Lebens. Motto: *Sapere aude!*, Wage zu wissen! Das ungewöhnliche Buch – mit kleinen Schwächen im engeren literarischen Sinne – hat sich schon rasch nach seiner ersten Auflage 2007 zu einem heimlichen Verkaufsschlager entwickelt. Eine nochmals verbesserte Auflage bietet Streck auch zum kostenlosen elektronischen Download an: www.streck.info, Bestellungen über Buchhandel oder direkt unter 05281/60 68 18.



Prossliners Prozeßakten

Die Philosophen wollten die Welt immer nur verändern; es kommt darauf an, sie zu kapien: Mit keckem Spruch leitet Johann Prossliner seine *Prozeßakten* ein. Deren erster Teil, betitelt als »Vorladung« (es folgen 2010: Hauptverhandlung, Nebenklage und Revision) befaßt sich mit dem *Utopischen Sozialdemokratismus*, Untertitel: *Die Rückseite der Krise und der politische Kitsch*. (München: Kastell-Verlag 2009. 256 S., 18,90 €). Prossliner ist ein Vielschreiber und ein Meister des Pseudonyms, u.a. fungierte er als Herausgeber des renommierten Lexikons der Nietzsche-Zitate. Seine Prozeßakten nun behandeln das »nebulöse und ruinöse Verhältnis von Politik und Wirtschaft, Demokratie und Sozialismus«. Einigermaßen unsystematisch (als Leitfaden dient immerhin ein properes Personenverzeichnis) kreist Prossliner die »Krise« ein. Im wilden Galopp geht es durch Zitate von Ackermann, Enzensberger, Jaspers, von Mises, Hayek und – freilich – Nietzsche. Dies alles sehr geistreich und eloquent formuliert, bisweilen schwindelerregend. Wo man sich bei anderen »Weltkapiern« und ihren verkaufsträchtigen Büchern zu diversen Krisen als Leser über die aufdringlich-pädagogisierende Direktanrede (»Haben Sie auch manchmal das Gefühl ...?«) störte, verhält es sich hier umgekehrt: Der Autor hält seine forsche, kenntnisreiche Weltbetrachtung konsequent und atemlos als Monolog durch. Das wirkt stur, bisweilen verstiegen, aber leidenschaftlich durchdacht: ein Nietzsche-

Schüler eben.

Gerhard-Löwenthal-Preis

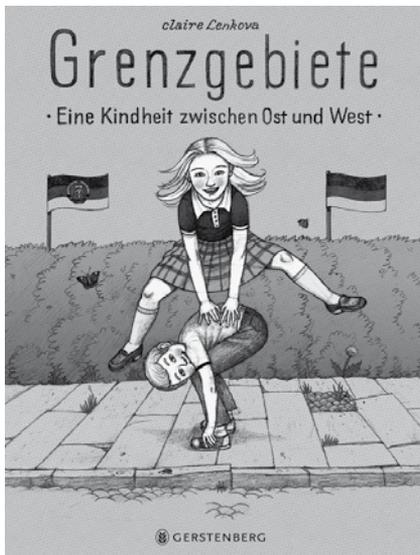
2009 geht der mit 5000 Euro dotierte Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten, ausgelobt von der *Jungen Freiheit* und der Förderstiftung Konservative Bildung und Forschung, erstmals an einen eindeutigen 68er. Preisträger André F. Lichtschlag darf allerdings nur aufgrund seines Geburtsjahrgangs als solcher gelten. Lichtschlag ist Chefredakteur der 1998 von ihm gegründeten Monatszeitschrift *eigentümlich frei* (www.efmagazin.de). Die Denkschule, die hierin vertreten wird, heißt sich »libertär«. Staatlichem Interventionismus, Einschränkungen der Freiheit und Aushöhlungen des fundamentalen Eigentumsrechts stehen die Autoren des Magazins hellwach und kritisch gegenüber. Seit einiger hat auch der vielgelobte und fundierte *Deutschlandbrief* des Finanzexperten Bruno Bandulet in Lichtschlags Heft Eingang gefunden. Legendar und auch andernorts spruchreif geworden sind Lichtschlag-Parolen geworden wie: »Kein Fußbreit den neozözialistischen Ausbeutern! Mehr Netto!« Den undotierten Ehrenpreis erhält in diesem Jahr Helmut Matthies von der christlich-evangelikalen Nachrichtenagentur *idea* (www.idea.de). Matthies, Jahrgang 1959 ist zugleich Chefredakteur



der Wochenzeitung *idea-Spektrum*.

Alain de Benoist

In dem *Liber amicorum*, das Alain de Benoist 2003 zu seinem 60. Geburtstag verehrt wurde, fehlte etwas: eine Bibliographie, jedenfalls eine vollständige. Jetzt ist das Versäumnis nachgeholt worden und zwar in einer Weise, die deutlich macht, warum ein entsprechendes Unterfangen im Rahmen einer noch so ambitionierten Festschrift fehlschlagen mußte. Was da auf beinahe fünfhundert Seiten als Schriftenverzeichnis erscheint, verblüfft selbst denjenigen, der die Produktivität dieses Autors halbwegs einschätzen kann; allein die Zahl der mit Benoist geführten Interviews überschreitet die dreihundert. Hervorgehoben sei sonst noch zweierlei: die Tatsache, daß nicht zensiert wurde, also auch das nationalrevolutionäre »Frühwerk« des »Fabrice Laroche« enthalten ist, und: Man bekommt den Band für wohlfeile 32. € über



www.alaindebenoist.com.

Mauerfall-Komik

Über Dutzende Neuerscheinungen zum Mauerfall-Jubiläum ließe sich trefflich streiten. Das Jubeljahr zeigt sich als reichlich verseuchtes Gewässer – wir sehen in der verschriftlichten Rückschau begradigte Kanäle, Kläranlagen, dumpfen Sumpf, monströse Fluten und viel Steriles. Ein Jubeljahr zum Runterfahren, irgendwie. Das Buch zur »Wende«, das hervorragend, präsentiert sich als Sachcomic und wurde von Claire Lenkova (ja, kleiner Vorname) gestaltet. Mit graphischen Mitteln wird hier die abenteuerlich-beängstigende Kindheit von Jana und ihrem Bruder Lutz geschildert. Die Mutter der beiden – der Vater sitzt als Wehrdienstverweigerer im Gefängnis – nimmt weder den Kindergarten in Anspruch, noch läßt sie ihre Kinder in die FDJ eintreten oder »jugendweihen«. Spitzel sind überall, auch im engsten, christlichen Kreise. Dennoch »fand ich unser Leben schön.« Weil der Staat eben nie alles regieren kann. Kurz vor dem ungeahnten Mauerfall die Ausreise in den Westen, Haus und Haushalt reißen sich »Freunde« unter den Nagel. Im Westen bleibt Jana die glückliche Außenseiterin (»Ossi«) plärnt waffenschwingend ein lederbehoster Bayernbub), die sie auch vorher war. Ergänzt wird die gar nicht hoch genug zu lobende Bildergeschichte (*Grenzgebiete. Eine Kindheit zwischen Ost und West*, Hildesheim: Gerstenberg 2009, 48 S., 14,90 €) durch kurze Sachtexte (»Ausreisantrag«, »Umweltverschmutzung«, »FDJ«). Das schönste (Jugend-) Bilderbuch des Jahres!

Opposition in der NSDAP

Daß der Nationalsozialismus »in seiner Herrschaftsstruktur polykratisch« und »in seinen Visionen und Rechtfertigungen ‚polyideologisch‘« (Herfried Münkler) war, gehört zu jenen Erkenntnissen der Geschichtswissenschaft, die bisher kaum ins Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit gedrungen sind. Den weniger beleuchteten Seiten dieser ebenso titanischen wie fatalen Bewegung gilt das Hauptinteresse des 1965

geborenen Publizisten Werner Bräuninger. Für *Hitlers Kontrahenten in der NSDAP* (2004) hat er als Außenseiter der historischen Zunft allerdings zum Teil harsche Kritik einstecken müssen. Darauf basierend ist nun ein Hörbuch unter dem Titel *Opposition in der NSDAP* erschienen. Vorgelesen wird vom Autor selbst, der über eine angenehme Stimme und eine klare Diktion verfügt. Das funktioniert trotz des Spezialthemas wie ein gutes, informatives Radiofeature. Die gelegentliche pathetische Musikuntermalung, vor allem aber eine Vielzahl historischer Tonaufnahmen machen auch dem Namen des »Zeitreisen-Verlags« (www.zeitreisen-verlag.de) alle Ehre, der sich unter anderem der Pflege von NS-Nostalgie und der Verbreitung von Verschwörungsliteratur verschrieben hat. (Hörbuch-Doppel-CD *Opposition in der NSDAP* von Werner Bräuninger, Spieldauer: ca. 130 min., 14,90 €)

Eisenhut

Der Eisenhut (lat. Aconitum) zählt zu den giftigsten Gewächsen unserer Breiten. Erhaben verborgen die dunkelvioletten Blätter das Blüteninnere – Assoziationen zu einem Ritterhelm mit herabgelassenem Visier drängen sich auf. Geringste Mengen des Hahnenfußgewächses wirken tödlich, bereits die Berührung der Wurzel kann schmerzhaft sein und zu Ausschlägen führen. Die Homöopathie hingegen schätzt den Eisenhut als eines ihrer wirksamsten Mittel – bei Schock und hohem Fieber etwa. Was mag es heißen, wenn Sylvia Stolz-Wimbauer und Tobias Wimbauer ihren im westfälischen Hagen neugegründeten Verlag per Name und Emblem ausgerechnet mit dieser Pflanze, erwachsen aus dem Geifer des Höllenhundes Cerberus, krönen? Wimbauer ist der Ernst-Jünger-Kenner, seit Jahren betreibt er ein erlesenes Antiquariat. Zu den ersten Büchern, mit denen Eisenhut diesen Winter sein Verlagsprogramm aufnimmt, zählt zum einen die Erzählung *Der Kardinal Napellus* von Gustav Meyrink (52 S., 6,90 €). Meyrink (1868–


 EISENHUT VERLAG

1932), der wenige Jahre vor seinem Tod zum Buddhismus konvertierte, gilt als ein Urahn des Phantastischen Romans. Den *Kardinal* hatte bereits Jorge Luis Borges in seine *Bibliothek von Babel* aufgenommen. Daneben veröffentlicht der Verlag in seinem Startprogramm das Tagebuch von Friedrich Helms, *Wilhelmshorst 1945* (204 S., 21,90 €); eine Publikation, die auf mehrere Bände angelegt ist. Auszüge aus Helms (1888–1955) Tagebüchern hat bereits Walter Kempowski in seinem *Echolot* veröffentlicht. Kempowski hat auch kurz vor seinem Tod das nun publizierte Vorwort zu den Erinnerungen des sozialdemokratischen Bankdirektors Helms verfaßt.

Kaplaken, 6. Staffel

Joachim Fernau

Tausend Tage

Fragmente eines Soldatenlebens
1939 und 1940

Kaplaken, Band 16
96 Seiten, kartoniert, 8.50 €

Fernau war im Zweiten Weltkrieg als Kriegsberichterstatter für die Waffen-SS eingesetzt: ein Bericht über den Etappendienst in Polen und die Grundausbildung in der Leibstandarte Adolf Hitler.



Günther Deschner

Bomben auf Baku

Kriegspläne der Alliierten gegen
die Sowjetunion 1939/1940

Kaplaken, Band 17
88 Seiten, kartoniert, 8.50 €

Kaum einer weiß von den Plänen der West-Alliierten aus dem Jahr 1940, die Sowjetunion – den späteren Verbündeten – aus der Luft anzugreifen...



Karlheinz Weißmann

Faschismus

Eine Klarstellung

Kaplaken, Band 18
74 Seiten, kartoniert, 8.00 €

Hat die Deutung des Faschismus stets antifaschistisch zu sein? Nein: Weißmann behandelt den Faschismus mit Hilfe jener Methoden und Kriterien, die auch sonst für die Gegenstände der Geschichtsforschung gelten.



EDITION  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda • 06268 Albersroda
Tel | Fax (034632) 90941 • www.antaio.de

Wir und die anderen – 12 Punkte zur Überfremdung

von Götz Kubitschek

1. In vielen westdeutschen Städten und Regionen gehört die Zukunft nicht mehr uns Deutschen. Wir stellen zwar überall noch die Bevölkerungsmehrheit, sind aber bei den bis 15jährigen vielerorts bereits überflügelt worden und haben der demographischen und kulturellen Dynamik der Einwanderer nichts entgegenzusetzen.
2. Deutschland verteidigt sich nicht gegen die Überfremdung und den damit einhergehenden Verlust seiner Identität und seines inneren Friedens. Dafür kann man spezifische historische Gründe (der verlorene Weltkrieg, die Delegitimierung des deutschen Wegs, der »antinationale Nationalismus« im Sinne eines Schuldstolzes), aber auch die allgemeine Schwäche der anderen weißen Völker und Nationen anführen: Ganz Europa steht dem Massenzustrom muslimischer Migranten in einer fatalen Mischung aus Selbstzweifel (gesteigert: Selbsthaß) und islamischer »Hyper-Identität« hilflos gegenüber. Deren Durchsetzungsaggressivität stößt auf mangelhafte Verteidigungsbereitschaft: Das Eigene scheint den Deutschen (und Europäern) eine Verteidigung nicht wert zu sein. Der Verfassungsrechtler Udo di Fabio schrieb: »Warum sollte eine vitale Weltkultur sich in eine westliche Kultur integrieren wollen, wenn diese – die nicht genügend Nachwuchs produziert und nicht mehr länger über eine transzendente Idee verfügt – sich ihrem historischen Ende nähert?«
3. Die Überfremdung findet nicht aufgrund einer kulturellen Überlegenheit statt. An die Stelle des deutschen kulturellen Standards und Bildungsanspruchs tritt nichts Besseres, sondern eine uns fremde Clan- und Sippenverbandskultur, die ohne das typisch deutsche und weit entwickelte Leistungsethos nimmt, was der Sozialstaat bietet. Mittlerweile findet sich auch ein Teil der Deutschen in einem alimentierten Leben gut zurecht und geht als Teilmasse der Massengesellschaft ebenso verloren wie der Großteil der Einwanderer.
4. Uns Deutschen fehlt also sogar die Kraft, das eigene Volk vor den Verrottungsszenarien der modernen, liberalen Massengesellschaft zu bewahren. Unmöglich kann vor diesem Hintergrund die Integration von Millionen Einwanderern gelingen, die ihrem Gastland außerdem meistens nicht Dankbarkeit und Anstrengungsbereitschaft entgegenbringen, sondern Anspruchsdenken. Die schiere Zahl der Zuwanderer zementiert Parallelgesellschaften, zu denen keine deutsche Integrationsbitte (mehr ist es nicht!) mehr durchdringt.
5. Obwohl wir in einer Phase des ermöglichen Massenkonsums und des unvorstellbaren individuellen Reichtums leben, zeigen sich die Bruchlinien zwischen Deutschen und Nichtdeutschen. Diese Bruchlinien werden im Ernstfall zu ethnischen Frontverläufen: gewaltsame Verteilungs- und Durchsetzungskämpfe sind bereits dort vorstellbar, wo in einem Wahlkampf nicht über mehr oder weniger Sozialstaat, sondern über deutsche oder moslemische Rechtsvorstellung gestritten wird. In solchen Auseinandersetzungen dominiert nicht die Gesamt-Mehrheit, sondern ganz konkret vor Ort diejenige Bevölkerungsgruppe, die über die Mehrheit an jungen Männern verfügt.
6. Das an sich bereits abstoßende Argument, die Zuwanderung sei notwendig zur Stützung unserer Sozialsysteme, entbehrt jeder Grundlage. 1973 waren 65 Prozent der Einwanderer als echte Gastarbeiter berufstätig. 1983 waren es nur noch 38 Prozent, heute sind es unter 25 Prozent. Gleichzeitig verliert Deutschland jährlich eine Stadt von der Größe Weimars an gut ausgebildeten, leistungsbereiten Deutschen, die sich und ihre Familie im Ausland für besser aufgehoben halten – fast immer finanziell und beruflich, deutlich seltener emotional.
7. In diesem Zusammenhang müssen die beiden heute einflußreichsten Deutungsmuster für ethnische Konflikte bekämpft werden: Sie



Franz von Stuck: *Das verlorene Paradies*
(1897, Ausschnitt)

sind weder eine Variante sozialer Konflikte (wie sie jede Gesellschaft kennt), noch sind sie das Ergebnis von Vorurteilen, die der *Zeit*-Redakteur Jens Jessen angesichts eines in der Münchner U-Bahn zusammengetretenen Rentners vermutete: Dieser sei mit seinen (vermuteten) Äußerungen vielleicht das letzte Glied in einer Kette »unzähliger Gängelungen und Ermahnungen« gewesen, derer sich die südländischen Schläger nun hätten entledigen müssen. Solche Analysen verfehlen die Wirklichkeit: Wer ethnisch-kulturelle Unvereinbarkeit annimmt, liegt richtig. Sein Urteil kann sich auf individuelle Erfahrung fremder Aggression und das gesamte Ausmaß widerspiegelnde statistische Daten stützen.

8. Das unter 1 bis 7 Ausgeführte zwingt zu einem differenzierten Blick: Im akademischen Milieu war und ist interkultureller Austausch mit Auslandsstudium und Arbeit im Ausland stets gang und gäbe. Auch gibt es ohne Frage viele Einwandererfamilien, deren Bildungsgrad, Erziehungsstil, Anstand, Leistungsbereitschaft und Bescheidenheit als Gast nichts zu wünschen übriglassen. Des weiteren gibt es Einwanderergruppen, deren ethnisch-kulturelle Nähe eine Assimilation unproblematisch machen (grob umrissen: Europäer, Asiaten). Die kulturelle Distanz anderer Gruppen (insbesondere der starken Einwanderergruppen der Türken, Kurden, Araber) würde selbst einem selbstbewußten und vor Vitalität strotzenden Gastland die Integration unmöglich machen. Wir müssen horizontal zwischen dem Eigenen, dem Naheliegenden und dem Unvereinbaren unterscheiden und vertikal zwischen den (wenigen) Bereichernden und der nivellierenden Masse. Der US-Journalist Christopher Caldwell schrieb jüngst von notwendiger »brutaler Indifferenz« und einem »Regierungshandeln«, das für gutmenschliche Gemüter »abstoßend« aber nichtsdestotrotz notwendig sein wird.

9. Es ist notwendig, diejenigen zu benennen, die – ob als Einzelne und als gesellschaftliche Gruppe – für die fahrlässige Herbeiführung der multikulturellen Gesellschaft verantwortlich sind. Wer gehört zu den eigentlichen Nutznießern der Entwicklung in ein irreparables gesellschaftliches Desaster? Im Gegenzug ist jede Kriminalisierung der Gegner des Multikulturalismus zurückzuweisen.

10. Die Dimension der innerdeutschen Abwanderung aus Problemvierteln und -regionen muß erfaßt und beschrieben werden. Nicht jeder aber kann einen überfremdeten Stadtteil verlassen und ein Häuschen in einem noch deutschen Viertel erwerben. Viele Familien sind aufgrund ihrer finanziellen Schwäche gezwungen, in einer Umgebung zu leben, die ihre Identität gefährdet. Für diese Deutschen muß eine Lobby geschaffen werden. Parallel zu diesen Anstrengungen sind alle politisch sinnvollen Maßnahmen zu ergreifen, die ein weiteres Anwachsen ethnischer Minoritäten und einen weiteren Rückgang der einheimischen Bevölkerung verhindern. Jede Geburten-Politik muß die Autochthonen bevorzugen.

11. Ein schwieriger Punkt ist die notwendige Reduzierung des Ausländeranteils. Die Rückführung nichtintegrierter Einwanderer ist staatlicherseits machbar (einem Staat ist prinzipiell sehr wenig unmöglich). Das kann über Rückreisearreize, staatlichen Druck, harte Kriterien wie Sozialhilfeabhängigkeit oder Spracherwerb und so weiter betrieben werden. Jedenfalls ist es das, was Caldwell mit »Regierungshandeln« und »brutaler Indifferenz« meinte: Der deutsche Sozialhilfeempfänger ist eben immer noch einer von uns, und die Erziehungskraft unseres Volkes reicht – wie oben beschrieben – derzeit noch nicht einmal für die eigenen Leute aus. *Wir und die anderen* oder *Wir und Nicht-Wir*, das ist bei allen fließenden Rändern der Maßstab.

12. Für den Fall des Scheiterns dieser Absichten wird letztlich keine Alternative zu einer Segregationspolitik bestehen, wie sie offen oder verdeckt schon im Gang ist. Diese Art von »Brasilianisierung«, bei der sich Ober- und Mittelschicht in befestigte Siedlungen zurückziehen und den allfälligen Rest sich selbst überlassen, wäre allerdings die schlechteste aller denkbaren Varianten. Vom *Wir und die anderen* verschöbe sich der Maßstab zum *Ich und die anderen*.

Warum provozieren?

von Frank Lisson

Wer provoziert, will andere herausfordern. Jemanden herausfordern heißt, ihn aus einer geschützten Stellung hervorzulocken, in der man sich selbst nicht befindet. Denn nur ein Gegner, der sich stellt, ist angreifbar. Im postdemokratischen Zeitalter sind die Gegner aber keine politischen Parteien mehr, sondern *Geistestypen*, die zwei unterschiedlichen historischen Entwicklungsstufen angehören, verkörpert durch zwei grundverschiedene Ideen. Diese Ideen begründen zwei konträre Wertsysteme, die in einem Ablösungsverhältnis stehen, das, solange es sich noch nicht gänzlich vollzogen hat, das Bewußtsein für ihre Gegnerschaft ermöglicht. Es sind die *Idee der Freiheit* und die *Idee der Gleichheit*, denen jeweils eine andere Logik und folglich auch ein anderer Menschentypus zugrunde liegt. Die sich daraus ergebenden Kämpfe sind strenggenommen keine »kulturinternen« mehr, wie etwa die zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Bolschewisten und Faschisten oder zwischen Sozial- und Christdemokraten, deren *ideelle Basis* stets eine gemeinsame ist, sondern solche einer Übergangsentwicklung von einem Wertesystem in ein anderes. Was sich in Deutschland und Europa – seit einigen Jahrzehnten beschleunigend – vollzieht, muß als *Soziogenese* bezeichnet werden, das heißt als ein Prozeß, in dem sich »kulturelle« Eigenschaften komplett wandeln, etwa wenn der Geist nicht mehr als Substanz oder Wesen der Freiheit, nicht mehr als das »Bei-sich-selbst-Sein« (Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Frankfurt a.M. 1978, S. 30) aufgefaßt wird, sondern als bloßes Funktionsorgan, oder gewisse Eigenschaften ganz verschwinden, wie der Instinkt zur kulturellen, nationalen oder religiösen Selbstbehauptung.

Im Unterschied zu den alten Ideologien, die zeitlich parallel zueinander standen und sich deshalb im gleichen »Raum« befanden, haben wir es heute mit einer Konstellation des *Nach-*

einander zu tun. Die großen Ideologien des 20. Jahrhunderts: Sozialismus, Faschismus, Demokratismus in all ihren Varianten, sind sich insofern verwandt, als daß ihr ideeller Ursprung in der *Logik der Gleichheit* liegt. Von dort aus liefern sie nur jeweils andere Interpretationen der gleichen Grundidee. Dieser Umstand hat sie zu »gleichwertigen« Gegnern gemacht, die nur solange sinnvoll miteinander konkurrieren konnten, wie der Kampf um das »Richtige« noch nicht als entschieden galt.

Die Wertvorstellungen, um die es dagegen heute geht, stehen entwicklungsgeschichtlich nicht mehr *nebeneinander*, sondern *hintereinander*. Diese spezielle Situation erlaubt es überhaupt erst, von echter Provokation zu sprechen, da die beiden Ideen nicht »gleichwertig« sind, sondern typologische Gegensätze verkörpern, von denen der eine zudem im Begriff ist, den anderen völlig zu verdrängen.

Wenn eine historische Tendenz die *Vernichtung* all dessen betreibt, was mindestens zehn Generationen lieb und teuer gewesen ist, weil diese darin *zu sich selbst* gefunden haben, nämlich die Identität über heimische Werte und kulturelle Besonderheiten, die Erben dieser Generationen sich aber mit großer Mehrheit an der Vernichtung des Tradierten beteiligen oder aus Opportunität oder Resignation nichts dagegen unternehmen, dann zeigt das die enorme Kraft *historischer Tendenzen*, denen jede Kultur unterworfen ist. Naturgemäß gehorchen Menschen stets der jeweils dominierenden Tendenz, da sich ihr anzuschließen leben nach aktuellen Bedingungen heißt. Laut demoskopischer Untersuchungen nimmt das Interesse an Bildung, Kunst, Kultur und Politik unter den bis 30jährigen in Deutschland rapide ab. In den (multiethnisch) Heranwachsenden vollzieht sich jener Wandel am deutlichsten, der die abendländischen Wertvorstellungen aus fünf Jahrhunderten in nächster Zeit vergessen machen wird.

Die große historische Tendenz, die vor knapp 250 Jahren das Zeitalter der Aufklärung, der Bildung, der »nationalen Werte« in Deutschland eröffnete und die Deutschen ein Volk von »Dichtern und Denkern« werden ließ, hat eine noch gewaltigere Tendenz abgelöst, in der nahezu das Gegenteil jener klassischen Richtlinien bestimmend geworden ist.

Wer jetzt für die Werte des verdrängten Typus eintritt, sabotiert die Tendenz, verweigert sich dem bereits Entschiedenen und bildet daher jenen buchstäblichen Sand im Getriebe, der den Verlauf des Übermächtigen stört: er provoziert. Die *echte* Provokation ist erst dann gegeben, wenn die Gegner in einem asymmetrischen Verhältnis zueinander stehen. Hätte Goliath David *herausgefordert*, wäre das keine Provokation, sondern eine Verhöhnung. Steht ein Vertreter der CDU einem der Linken gegenüber, ist das nicht einmal eine Herausforderung, sondern ein sophistisches Geplänkel um Detailfragen. Die Provokation aber bedingt die objektive Ausichtslosigkeit und Andersartigkeit des Herausforderers. Und genau darin liegt ihre Berechtigung, liegt ihr Reiz: eine Übermacht durch ein an sich schon Verlorenes herauszufordern, um die Natur der Dinge durcheinanderzubringen. Provozieren heißt, mit dem Ernstesten *spielen*, so als habe es gar keine Macht über einen.

Die *Idee der Freiheit* ist keine anthropologische Konstante, sondern die Eigenart einer bestimmten kulturellen Entwicklung Europas. »Freiheit« kann verlernt werden wie gewisse handwerkliche Fertigkeiten, die aus der Mode gekommen sind. Denn die *Idee der Freiheit* hat ihren historischen Ort, an den sie strukturell gebunden bleibt und von wo aus sie ihrem Wesen nach eigentlich nur begriffen und erlebt werden kann. Alles, was wir unter »Freiheit« verstehen, geht auf diesen Kern zurück. Wer ihn erfassen will, muß in den Denkmustern jener Kultur beheimatet sein, welche die *Idee der Freiheit* hervorgebracht hat.

Indes ist seit mehreren Jahrzehnten ein geistiger Prozeß zu beobachten, der deshalb kaum noch öffentliche Aufmerksamkeit erfährt, weil sein Verlauf gewissermaßen die Bedingungen seines Verstehens aufhebt, was bedeutet, daß er in der Wahrnehmung der von ihm Betroffenen gar nicht stattfindet. Es ist das allmähliche Verschwinden jener Idee der Freiheit, die langsam aus der Welt gerät, weil die kulturelle Eigenart, aus der sie erwachsen ist, sich auflösen scheint wie die Kraft gewisser Rituale oder Bräuche, deren Wirkung die lebendige Idee ihres Verursachers natürlich voraussetzt. Verliert eine bewußtseinsbestimmende Idee an Kraft, weil eine andere sie abgelöst hat und ihr bald niemand mehr anhängt – der *Streit* zwischen diesen beiden Ideen also gar nicht mehr stattfindet und ihre objektive »Gleichwertigkeit« damit aufgehoben ist –, erlischt irgendwann sowohl das *Verstehen* als auch das *Verständnis* für diese Idee, da die neue Logik zumeist in strengem Widerspruch zur alten steht, was Relativierung, Verwirrung und schließlich Auflö-

sung des Inhalts der alten Idee zur Folge hat: der Begriff wird zur Floskel, sein Inhalt beliebig interpretierbar, bis er schließlich sogar mit seinem Gegensatz verwechselt wird.

Adorno sprach vor über fünfzig Jahren in diesem Zusammenhang von einer »doppelten Entfremdung«: der Mensch des Industrie- und Technikzeitalters, selbst (auch *geistig*) zu einem *Industrieprodukt* geworden, habe das Bewußtsein für die eigene Entfremdung verloren. Und Alfred Weber konstatierte sogar die Auseinanderentwicklung zweier Menschentypen, die dem hier aufgestellten Modell einer Soziogenese recht nahe kommt: die aussterbende Art des gedankenschweren Idealisten, der durch die des geschichts- und selbstvergessenen Materialisten verdrängt wird, den Alfred Weber den »neuen Primitiven« nannte.

Daß die *Logik der Gleichheit* die der *Freiheit* abgelöst hat, und nicht umgekehrt, hängt mit der Richtung zivilisatorischer Prozesse und den daraus folgenden Gesetzmäßigkeiten zusammen, die in das *Zeitalter der Massen* und somit notwendig in die *Logik der Gleichheit* führen. Weil dieser Vorgang ein sich selbst näherer und erhaltender und exponentiell beschleunigender ist, kann er auch nicht von *innen* heraus aufgehalten oder gar verändert werden. Wer innerhalb dieses Prozesses sich selbst sichtbar oder wirksam machen will, muß also klug und flexibel genug sein, Teil des Apparates zu werden. Die Freiheit, von diesem Prinzip abzuweichen und sich gegen die Tendenz seines Zeitalters zu stellen, bildet die Ausnahme, niemals die Regel. Wer »frei« zu denken oder zu handeln versucht, benutzt eine evolutionär entwickelte Leistung des Menschen zu einem Zweck, der von der Natur so gar nicht vorgesehen ist.

Um das Prinzip der »freiwilligen Übernahme« des Denkens und Wollens der großen nivellierenden Tendenz erfolgreich durchzusetzen, verfällt die *Logik der Gleichheit* einer Form des kollektiven Betrugs, die Max Scheler treffend als »organische Verlogenheit« beschreibt und damit bereits vor dem Ersten Weltkrieg einen psychischen Zustand antizipierte, der zum Charakteristikum der BRD werden sollte. »Neben dem bewußten *Lügen* und Fälschen gibt es noch das, was »organische Verlogenheit« zu nennen ist. Hier erfolgt die Fälschung nicht im Bewußtsein, wie bei der gewöhnlichen Lüge, sondern auf dem Wege der Erlebnisse zum Bewußtsein, also in der Art der Bildungsweise der Vorstellungen und des Wertefühlens. »Organische Verlogenheit« ist überall da gegeben, wo den Menschen nur einfällt, was ihrem »Interesse« oder was irgendeiner Einstellung der triebhaften Aufmerksamkeit dient und schon im Prozeß der Reproduktion und des Erinnerns in dieser Richtung inhaltlich modifiziert wird. Wer »verlogen« ist, braucht nicht mehr zu lügen!« (Max Scheler, *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen* [zuerst 1912], Frankfurt a.M. 1978, S. 33)

Nicht wenige der sich zu Repräsentanten der BRD erhebenden Personen aus Kultur und Politik, wie etwa Günter Grass, aber auch Gio-

vanni di Lorenzo, sind Erzeugnisse wie Erzeuger einer solchen »organischen Verlogenheit«, da sie sich immer nur *scheinbar* gegen die Objekte richten, die sie zu bekämpfen vorgeben, tatsächlich aber deren Fortführung mit anderen Mitteln und unter einer anderen Moral betreiben. Statt den Sinn für Ewiges, Eigenes oder Unendliches, haben diese Leute wie gute Boxer einen Instinkt dafür entwickelt, wann sie sich ducken und wann sie zuschlagen müssen. Dieser Instinkt befähigt sie zum institutionalisierten Wächteramt über die »organische Verlogenheit«, der sie zugleich ihre eigene moralische Bedeutung verdanken.

Zur Logik der Gleichheit gehört das Ritual wie das Tabu, das die eigenen Wahrheiten sichert, damit diese unangetastet bleiben. »Tabu des Gegenstandes, Ritual der Umstände, bevorzugtes oder ausschließliches Recht des sprechenden Subjekts – dies sind die drei Typen von Verboten, die sich überschneiden, verstärken oder ausgleichen und so einen komplexen Raster bilden, der sich ständig ändert.« (Michel Foucault, *Ordnung des Diskurses* [1970], Frankfurt a.M. 1991, S. 11) Es gibt seitens der Freien einen Ekel vor der Unterwürfigkeit unter eben diese herrschenden Tabus und Rituale, den *entre billets* in den Kultur- und Politikbetrieb. Wo auf bestimmten Gebieten nicht mehr gedacht, sondern nur noch gewacht wird, wo der eingeübte Reflex das Argument ersetzt, wo ganze Denkrichtungen ausgeschaltet sind, ist die Demokratie nur noch eine theoretische. Der Anschein bleibt gewahrt, solange die Institutionen bestehen und in Ruhe gelassen wird, wer sich nicht *ernsthaft* einmischt. Zwar wird niemand daran gehindert, den Anschein als solchen zu benennen, was bedeutet, daß damit der Kritiker im Grunde schon widerlegt sei, obwohl jeder weiß, daß er nur solange sprechen darf, wie seinen Worten keine Taten folgen.

Die Provokation will genau daran erinnern. Denn »es ist immer möglich, daß man im Raum eines wilden Außen die Wahrheit sagt; aber im Wahren ist man nur, wenn man den Regeln einer

diskursiven »Polizei« gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muß.« (Ebd., S. 25) Die *Logik der Freiheit* basiert dagegen auf der Naivität, ohne eine solche »Polizei« auszukommen. Die Furcht vor dem Regelverstoß bildet die Nabelschnur, an der wir, die wir »im Wahren« sein wollen, alle hängen, weil sie uns nährt. Wagt jemand den Schnitt durch diese Nabelschnur, wird er daran »sterben«, denn er verliert die Bindung an die Kartelle des Diskurses. In der regulierten Öffentlichkeit, dem Umschlagplatz der »organischen Verlogenheit« in seriöses Tagesgerede, bleibt folglich derjenige, der das »wilde Außen« bewohnt, immer ungehört. Die Provokation ist ein kleiner Aufstand gegen diesen uns täglich bedrohenden »Tod«. Sie ist ein Versuch, aus dem beschriebenen Determinismus auszurechnen und dem »Wahren« des Diskurses so etwas wie die »eigene Wahrheit« eines »freien Willens« entgegenzusetzen.

Somit ist die *echte* Provokation, die immer der Logik der Freiheit folgt und deshalb für *echte* Irritation unter den Gleichen sorgt, Ausdruck eines »freien Willens«, während die *scheinbaren* Provokationen, etwa die eines Schlingensiefel oder einer Charlotte Roche, aus der *Logik der Gleichheit* erwachsen und damit den Rand jenes nonkonformen Konformismus abstecken, der seine Protagonisten als besonders flexibel oder »fit« im darwinschen Sinne ausweist.

Die *Logik der Freiheit* ist dagegen eine Logik des Abstandes, der Differenzierung, der *gesuchten* geistigen Unabhängigkeit. Folglich ist sie eine Logik des Unnatürlichen, der Exklusivität, die sich ihres sonderbaren Zustandes durch die Gegenüberstellung der *Logik der Gleichheit* überhaupt erst bewußt wird. Nicht zufällig erblühte die *Logik der Freiheit* in Deutschland zu einer Art Nationalcharakter und brachte den Deutschen Idealismus und die Romantik hervor, als absehbar wurde, daß sie durch eine andere Idee existentiell bedroht ist, nämlich durch die sich zeitgleich in Frankreich erhebende *Logik der Gleichheit*. – Das Aneinandergeraten dieser



beiden gegensätzlichen Ideen und Prinzipien bildete die Ursachen für die großen geistigen und militärischen Kämpfe des 19. und 20. Jahrhunderts in Europa.

Unter der Herrschaft verwirklichter Gleichheit, die das Resultat jener Kämpfe war, ist die *Idee der Freiheit* aufgehoben wie das Kurant einer Währung, die nicht mehr gilt, ohne daß damit jedoch das System von Geldeinheiten als solches hinfällig geworden wäre. Es hat nur eine neue *Wertigkeit* erhalten, die nun jeder, der am Markt teilhaben will, übernehmen muß. Deshalb lohnt es sich genaugenommen auch nicht, über den »Wert« der alten Währung zu streiten, da diesem nur noch historische Bedeutung zukommt. Und tatsächlich findet eine öffentliche Debatte über die *Idee der Freiheit* seit geraumer Zeit nicht mehr statt, weil sich die Denkmuster inzwischen derart verschoben haben, daß den diskutierenden schlichtweg eine übereinstimmende Begrifflichkeit fehlt. Wer innerhalb der *Logik der Gleichheit* über »Freiheit« spricht, ähnelt darin Bekehrten, wie den frühen Christen, die, wenn sie über »Liebe« sprachen, eben nicht mehr den antiken Eros meinten, sondern im gewissen Sinne das Gegenteil davon.

Moralen spiegeln also weniger die ethische Entwicklung von Menschen wider, als vielmehr deren jeweilige Strategie zur mentalen Anpassung an veränderte Lebensbedingungen. Wer Tugenden »von gestern« anhängt, beweist damit keine moralische Höher- oder Geringwertigkeit, sondern nur seinen Mangel an Flexibilität, der auch als Trotz oder als bewußte Verweigerung ausgelegt werden kann. Denn die Forderung nach totaler Flexibilität impliziert die Bereitschaft, allen sich »wie von selbst« bildenden Moden und Denkanweisungen ungeprüft zu folgen, was vor einem Rückfall in die *Logik der Freiheit* bewahrt.

Der Freie wird durch die *Logik der Gleichheit* abgestoßen, weil diese immer auf geistige Gleichschaltung hinausläuft. Er will nicht werden wie die Produkte des Zeitgeistes, deren Ty-

pus sich durch ganz bestimmte Codes und Reflexe identifiziert, die zur Mitgestaltung am Bestehenden berechtigen. Deshalb leidet er unter dem Zwang zum Ausbruch aus der »organischen Verlogenheit«, die seine Kinderstube war, und zur großen Loslösung von allem, was ihn zum Mitmachen an dieser »Verlogenheit« verführen will: »Die grosse Loslösung kommt ... plötzlich, wie ein Erdstoss: die junge Seele wird mit Einem Male erschüttert, losgerissen, herausgerissen ... eine heftige gefährliche Neugierde nach einer unentdeckten Welt flammt und flackert in allen ihren Sinnen. »Lieber sterben als hier leben« ... ein aufrührerisches, willkürliches, vulkanisch stossendes Verlangen nach Wanderschaft.« (Friedrich Nietzsche, Vorrede zu *Menschliches, Allzumenschliches*, KSA 2, S. 16.) – Das ist die *Logik der Freiheit*. Und es ist dieses Verlangen nach Wanderschaft, das den freien Geist in die Provokation treibt, die unter den gegebenen Umständen der einzige Ort ist, an dem er seine Verschiedenheit leben kann.

Der Provokateur konfrontiert den Provokierten mit dem ganz *Anderen*, nämlich mit der Möglichkeit des Widerstandes gegen dessen allmächtige Moral. Die fremde, weil zeitlose Wahrheit des Provokateurs dringt für einen kurzen Moment in die Wahrheit der institutionalisierten Wächter des öffentlichen Wortes, und setzt diese für einen Augenblick außer Kraft, indem sie an eine Freiheit erinnert, die längst verlernt worden ist. Die Kartelle fürchten um den Verlust ihrer Deutungshoheit über das »Richtige«, schreien kurz auf, bis sie sich schließlich aber besinnen, daß keine Gefahr besteht. Denn das Auftreten des Provokateurs selbst beweist, wie weit der Siegeszug der historischen Tendenz bereits fortgeschritten ist. Die Provokation wäre eben keine *echte* Provokation, wenn sie nicht aus der Position der *Aussichtslosigkeit* heraus agierte.

Um jedoch überhaupt Beachtung zu finden, muß sich die Provokation zunächst der Methoden ihrer Gegner bedienen. Aber bereits darin verrät sich schon der Kern ihrer eigentlichen Absicht: die des Ausdrucks der Mißbilligung durch *Spott*. Doch es ist nicht der Spott des Neiders, sondern der des karnevalistischen Hohngelächters über die Banalität des Faktischen, der sich bisweilen die Bühnen der Anderen erstürmt, doch nicht, um darauf als deren neuer Protagonist sichtbar zu werden, sondern aus Verachtung der Bühne selbst.

Der Mensch, der sich unter der Herrschaft der *Logik der Gleichheit* als ein »freier« beweisen will, bedarf also der Provokation, um den Beweis seiner Freiheit zu erbringen. Indem er die herrschende Moral *herausfordert*, zeigt er, daß er kein Produkt ihrer Logik, sondern in einer anderen beheimatet ist. Das verleiht dem Provokateur eine Eigenart, die ihn aus dem öffentlichen Diskurs ausschließt. Und deshalb bleibt die Provokation solange eine notwendige Regung des geistigen Widerstandes gegen die institutionalisierten Wächter der »organischen Verlogenheit« dieses Landes, wie die *Idee der Gleichheit* die der *Freiheit* noch nicht gänzlich ausgelöscht hat.



Der französische, katholische Radikalinski Léon Bloy nahm in seinem Hauptwerk *Auslegung der Gemeinplätze* (Wien: Karolinger 2009, 412 Seiten, 26 €) die billigen Redewendungen auseinander, die vor allem dem von ihm verhassten Typ des Bürgers so gerne entschlüpfen. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags druckt Sezession ein paar Trouvaillen ab:

ALLE WEGE FÜHREN NACH ROM

Ein unschlagbares Argument zugunsten der Kugelgestalt unseres Planeten. Wenn es einen Weg gäbe, der nicht nach Rom führte, ich glaube, er würde mit Vorliebe gewählt, denn schließlich ist Rom der Papst, nicht war? Leider gibt es aber keinen. Alle vorstellbaren Wege weisen nach Rom. Unmöglich, diesem Endpunkt zu entrinnen.

Glücklicherweise ist man nicht gezwungen, bis ans Ende zu gehen. Es gibt auch die Möglichkeit, an einer Kreuzung innezuhalten und einen anderen Weg einzuschlagen, der seinerseits ebenfalls unfehlbar nach Rom führt, aber über die Gesellschaftsinseln oder über den Nordpol, was die Gefahr zunächst in weite Ferne rückt. Auf diese Weise könnte man sogar sein ganzes Leben lang reisen und den Planeten mit dem reglosen Papst im Mittelpunkt kreisförmig umrunden, ohne jede Unannehmlichkeit.

Ich gebe diesen Rat allen Antiquitäten- und Fachwerkhäuser-Touristen, die sich und ihren Gattinnen in der toten Jahreszeit etwas Abwechslung verschaffen möchten.

NICHT DER ERSTBESTE SEIN

Er ist nicht der Erstbeste. Wenn ein Familienvater, das heißt der Chef eines bedeutenden Handelshauses, so etwas beispielsweise von einem gewissen Monsieur Trouillot gesagt hat, weiß man, woran man ist. Trouillot wird die Tochter bekommen. Der höchste Ehrentitel in den Augen des Bürgers ist es, nicht der Erstbeste zu sein. Er würde Sie mit Verachtung strafen, wenn Sie ihm bedeuteten, Napoleon sei der Erstbeste gewesen. Der Achtundsiebzigste, wenn Sie wollen, aber der Erstbeste – niemals. Auch nicht der Letzte. Das Evangelium sagt, daß die Letzten die Ersten sein werden, und der Bürger erinnert sich daran.

Was er aber über alles verabscheut, ist, der Erste oder der Letzte zu sein, wo auch immer, wie auch immer und wann auch immer. Man muß im großen Haufen stecken, entschieden und ein für allemal.

DIE KLEINEN BÄCHLEIN LAUFEN IN DIE GROSSEN
So spricht mein Krämer, wenn er die Groschen der Mühseligen und Beladenen einstreicht. So spricht auch der oder jener Bankier, wenn er die Ersparnisse der kleinen Leute zusammenrafft. So spricht auch Chamberlain, wenn er das Blut

der kleinen Burenkinder fließen sieht. Und alle drei sagen genau dasselbe.

ICH SPRECHE ZU IHNEN ALS FREUND

Wenn ein Angestellter der Staatsdomänen oder der Registratur sich entschlossen hat, sich totzustellen und nichts zu unternehmen, spricht er so zu seinen engsten Vertrauten, wenn sie in Gefahr sind.

DIE ABWESENDEN HABEN IMMER UNRECHT

Das bedeutet, wie wohl jedermann weiß, daß die Abwesenden unablässig verleumdet, ausgeeidet, durchgehechelt, zu Freiwild gemacht, gefoppt, ausgenommen, bestohlen, zerfleddert, ausgesaugt, geplündert, abgebalgt, getäuscht und verraten und verkauft werden – auf jede nur erdenkliche Weise. Darüber ist sich alle Welt einig. Man kann sogar sagen, es ist eine der wesentlichsten Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzes.

Das muß einen tieferen Sinn haben – wie alles, was von Schwachköpfen oder Kanailen stammt. Wenn Sie erfahren möchten, auf wen sich alle diese Beschimpfungen, diese Boshaftigkeiten, diese Schrecknisse der Kreuzigung beziehen, fragen Sie sich, wer in dieser scheußlichen Welt der am meisten Abwesende ist.

ZUERST VERWIRREN SICH DIE WÖRTE, DANN VERWIRREN SICH DIE BEGRIFFE, UND SCHLIESSLICH VERWIRREN SICH DIE SACHEN. (KONFUZIUS)

SEIN BESTES TUN

Glücklicherweise gibt es den folgenden Ausweg: sein Bestes tun. Das ist die Zuflucht, der Bürgersteig und der Regenschirm für das gute Gewissen, wenn ich so sagen darf. Wenn man gar nichts mehr machen kann, hat man sein Bestes gegeben, das ist unbestreitbar. Diejenigen, die das zum Widerspruch reizt, mögen ruhig behaupten, daß, in diesem wie in anderen Fällen, das Bessere des Guten Feind ist; nicht weniger untrüglich ist, daß das Gewissen des ehrlichen Menschen im Schweigen und in der Untätigkeit sicherer geschützt ist als in Tumult und Auseinandersetzungen.

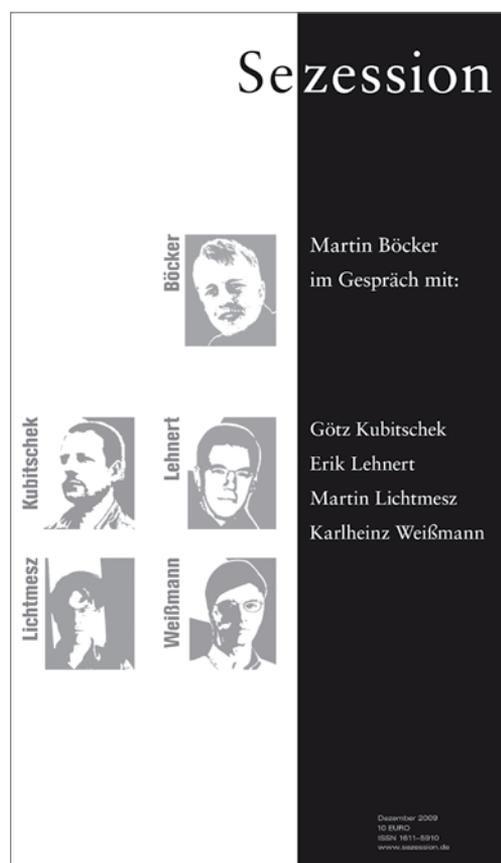
Wer mit Umsicht die Sinnlosigkeit ins Auge faßt, sich allem Möglichen ohne Aussicht auf persönlichen, handgreiflichen Profit auszusetzen, und sich leidlich aus der Affäre zieht, indem er die anderen sich abrackern läßt, soviel sie nur können; wer sich unauffällig zu einer durchschlagenderen und vorteilhafteren Beilegung des Streites mit dem Feind verbündet – der, so kann man sagen, hat sein Bestes getan. Bei jeder anderen Verfahrensweise läuft man Gefahr, einen bösen Puff abzubekommen, und das wäre ja absurd.

Der ehrbare Mensch darf sich niemals bloßstellen, und man hat sehr zu Unrecht an Pilatus herumgemäkelt; er war der Typus des ehrbaren Menschen, der sein Bestes tut und sich die Hände in Unschuld wäscht – so wie es der Priester vor dem Meßopfer tut. *Lavabo inter innocentes manus meas*, ich werde mir die Hände waschen in der Gesellschaft der Unschuldigen.

Viel ist gesagt worden, viel wurde und wird geschrieben über die »Neue Rechte«. Aber immer nur über: über die Szene und über ihre Protagonisten. Das ist zu wenig, es war an der Zeit, mit den Leuten selbst zu reden.

Martin Böcker im Gespräch mit:

- Götz Kubitschek,
- Erik Lehnert,
- Martin Lichtmesz,
- Karlheinz Weißmann



Sonderheft Sezession
20 Seiten, geheftet mit Abbildungen, 5 €

Sezession

Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42 • www.sezession.de



Rechts zu sein,
nicht aus billiger Überzeugung,
aus gemeinen Absichten,
sondern von ganzem Wesen,
das ist,
die Übermacht einer Erinnerung zu erleben;
die den *Menschen* ergreift,
weniger den Staatsbürger,
die ihn vereinsamt und erschüttert
inmitten der modernen, aufgeklärten Verhältnisse,
in denen er
sein gewöhnliches Leben führt.

Botho Strauß: *Anschwellender Bocksgesang*